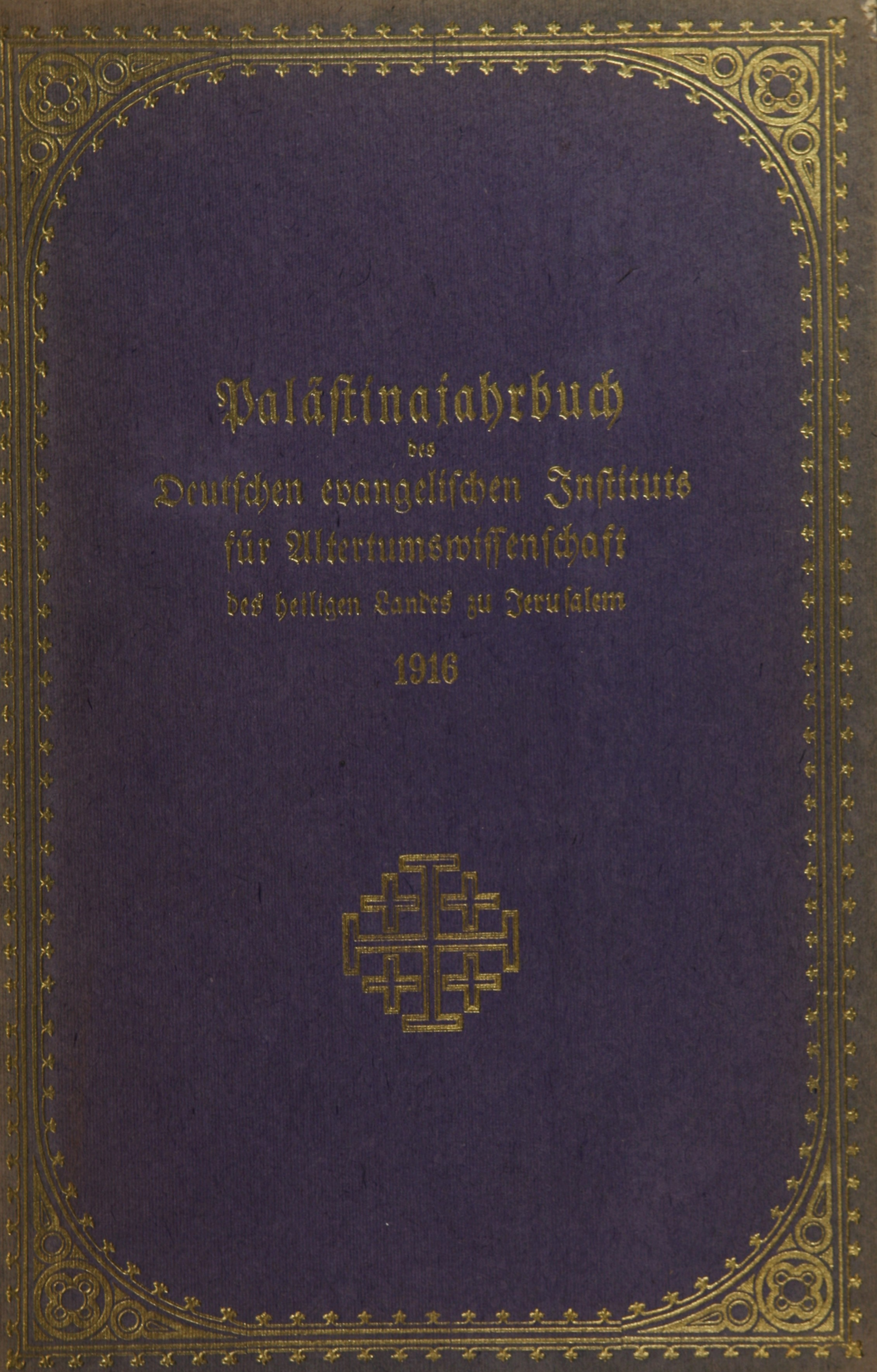

Palästinajahrbuch
des
Deutschen evangelischen Instituts
für Altertumswissenschaft
des heiligen Landes zu Jerusalem
1916

I. Edward Kiev

Judaica Collection



The Gelman Library





Phot. Bruno Hentschels Kunstverlag, Leipzig.

1. Der Ölberg vom Turm der Erlöserkirche, 1898.

Am linken Rande der Ort des Kaiserinhospizes, dann Galiläakuppe, Himmelfahrtskuppe (Russenturm), Vaterunser-Kirche, ḳaʿde, im Hintergrund rechts Moabiterland.

# Palästinajahrbuch

des

## Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem

---

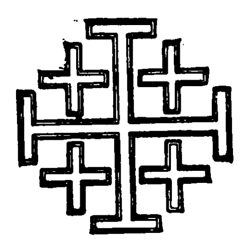
Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

**Prof. D. Dr. Gustaf Dalman**

Zwölfter Jahrgang

(1916)



Mit 5 Bildertafeln und 2 Karten

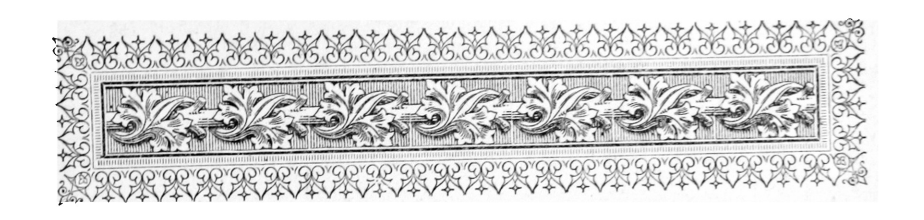
---

**Berlin 1916**

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71

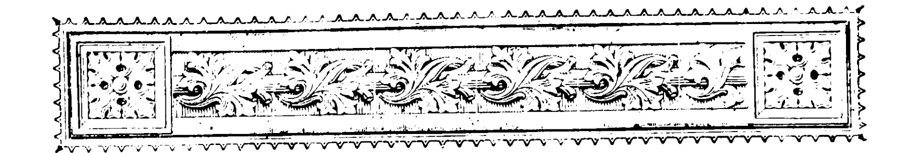


# Vorwort.

Noch immer können dem Institut in Jerusalem keine Mitglieder zugesandt werden, und die Tätigkeit des Vorstehers ist dadurch an die Heimat gebunden. Dieses Jahrbuch beweist hoffentlich, daß das Institut damit im Grunde nur den Schauplatz, aber nicht das Ziel seiner Tätigkeit gewechselt hat. Den Inhalt derselben zeigen die drei unter den „Arbeiten" des Instituts abgedruckten Vorträge des Vorstehers. Vor zahlreichen Freunden des Heiligen Landes hat er sie halten dürfen. Sie wollen auch hier Palästina in den Dienst des Vaterlandes stellen, daß das Herz stark werde durch die Berührung mit seiner heiligen Geschichte. Aber sie werben auch um Liebe für das Heilige Land und seine heutigen Bewohner, und um Teilnahme für unser Institut, das in der Heimat wie in Jerusalem festwurzeln soll.

Freienwalde a. O., den 31. Oktober 1916.

**Dalman.**



# Inhaltsverzeichnis.

## III. Von unsern Reisen.

# Verzeichnis der Abbildungen.

# I.

# Jahresbericht

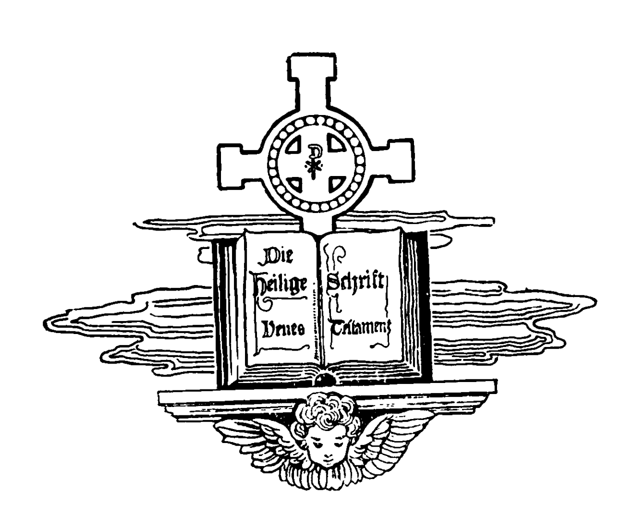
## des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes in Jerusalem

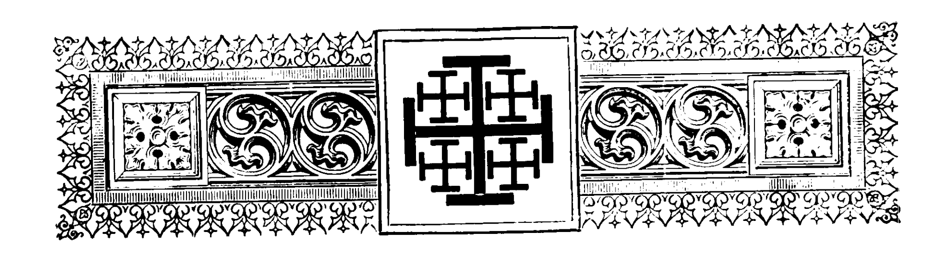
für das Arbeitsjahr 1915/16

abgestattet

vom derzeitigen Vorsteher Professor D. Dr. Dalman

am 30. Juni 1916.


Die Heilige Schrift
Neues Testament



## 1. Die Beziehungen des Instituts nach außen.

Unser Institut dient satzungsgemäß den ihm von den heimatlichen evangelischen Kirchen mit Stipendien zugesandten Theologen. Aber es ist selbstverständlich, daß es jedem anderen deutschen evangelischen Theologen, der auf eigene Hand nach Palästina kommt, Rat, Hilfe und Anschluß niemals versagt hat und versagen wird, soweit dies ohne Beeinträchtigung der ordentlichen Mitglieder möglich ist.

Seit Anfang des Bestehens des Instituts hat die Evangelische Kirche Österreichs durch Zahlung eines regelmäßigen Beitrages sich dem deutschen Institut angeschlossen und ist auch im Jahr 1911 durch Benennung eines Mitgliedes, des tiefbeklagten Dr. Lohmann, in seine Arbeit tatsächlich eingetreten. Einzelne Theologen aus Schweden, Dänemark und Holland haben ohne solchen Rückhalt seitens ihrer Kirchen bei uns ebenfalls Aufnahme gefunden. Sie konnten nicht volle Mitglieder werden, was Anspruch auf die Kosten der Zeltreise des Instituts bedeutet hätte, aber sie haben alle Vorteile, die das Institut gewähren kann, Vorlesungen, Führungen, Zeltreise (auf eigene Kosten) und Bibliothekbenutzung, unverkürzt genossen. Ein freiwilliger Beitrag für die Bibliothek von ihnen ist dankbar entgegengenommen worden. Ein an den Vorsteher gerichtetes Gesuch mit Nachweis des Bildungsganges war die Voraussetzung eines solchen Anschlusses.

Als eine deutsche Unternehmung steht unserm Institut am nächsten die Entsendung katholischer Theologen nach Palästina durch die Görres-Gesellschaft. Diese, welche den Vorteil eines mindestens einjährigen Aufenthalts im Heiligen Lande genießen, entbehren in Jerusalem einer eigenen fachmännischen Leitung. Sie sind, wenn ihre Studien sich auf archäologischem Gebiet bewegten, meist in freundliche

Beziehung zum Vorsteher getreten, der ihnen seinen Rat niemals versagt hat, und die deutschen katholischen Anstalten in Palästina haben dies durch entgegenkommendes Verhalten gegenüber unserem Institut und seinen Mitgliedern stetig vergolten. Wir freuen uns aufrichtig jeder deutschen Mitarbeit an der Palästinaforschung von katholischer Seite und hoffen zuversichtlich auf den Fortbestand des bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses.

Das Kaiserliche Deutsche Archäologische Institut in Berlin mit seinen Sekretariaten in Rom und Athen, sowie das ihm nicht unterstellte Kaiserliche Institut für Altertümer in Ägypten ist bisher in keine irgendwie festgelegte Beziehung zu unserer Anstalt getreten. Doch haben ihre Vertreter in Athen und Kairo unsern Mitgliedern stets fördernd zur Seite gestanden, so daß wir für die Zukunft das gleiche erwarten dürfen. Vielleicht erwächst aus der Tatsache, daß die meisten in Palästina erhaltenen alten Kunstdenkmäler dem hellenistischen und römischen Kulturkreise angehören, noch einmal eine engere Arbeitsgemeinschaft.

Unter den palästinischen Anstalten verwandten Zweckes ist zuerst die Amerikanische Schule für Orientforschung in Jerusalem zu nennen. Seit Jahren liegt ihre Mietwohnung unserm Hause an derselben Straße nahe gegenüber. Sie unterscheidet sich von unserm Institut durch das jährliche Wechseln des Leiters und die ungewisse Zahl der Mitglieder. Im Jahre 1907 wurde von ihrem Leiter der Vorschlag gemacht, es möge auf dem Gebiet der Bibliotheksbenutzung, der Vorlesungen und der Ausflüge eine gewisse Gegenseitigkeit oder Gemeinschaft eintreten. Es ergab sich aber, daß alle diese Dinge so sehr mit den jeweiligen persönlichen Verhältnissen und den Sprachkenntnissen zusammenhängen, daß keine Bindung möglich ist und nur das freie Ermessen der jeweiligen Leiter die gegenseitige Beziehung bestimmen kann. Dabei wurde von unserer Seite freundliches Entgegenkommen zugesichert, im Einklang damit, daß das tatsächliche persönliche Verhältnis beider Leiter stets ein freundliches, mehrfach sogar ein freundschaftliches gewesen ist.

Am wenigsten nah waren die Beziehungen zur „Bibelschule“ der französischen Dominikaner, die, mit mehreren hervorragenden Lehrkräften versehen und von einer länger am Ort weilenden Schülerzahl besucht, eine vielseitigere Tätigkeit ausübt, als sie für unser Institut vorgesehen ist. Der gegenseitige Besuch der öffentlichen Vorträge gab indes der Teilnahme Ausdruck, mit der die verwandten Bestrebungen auf beiden Seiten begleitet wurden. Ein engeres Verhältnis wäre eingetreten,

wenn ein von mir in den letzten Jahren gemachter Vorschlag zur Ausführung gekommen wäre. Vertreter des französischen, amerikanischen und deutschen Instituts sollten ein Komitee bilden, welches durch Gutachten und Anträge bei Stadtbehörden und Regierung die Erhaltung und womöglich bessere Zugänglichmachung der Altertümer des Heiligen Landes fördern sollte. Von französischer Seite war man diesem Plan im Prinzip nicht abgeneigt, wollte aber dem Komitee durch Hinzuziehung anderer Größen den fachmännischen Charakter nehmen. Daß zu gleicher Zeit in Paris, doch wohl infolge jerusalemischer Berichte, öffentlich von einem Komplott gewisser neidischer Deutscher gegen die Arbeit der mit den Dominikanern befreundeten englischen Schatzgräbergesellschaft geredet wurde, machte außerdem zweifelhaft, ob das für ein Zusammenwirken nötige gegenseitige Vertrauen vorhanden sei. So führten die vorläufigen Besprechungen zu keinem Ergebnis. Aber zweifelsohne liegen hier gemeinsame Interessen der in Palästina arbeitenden Archäologischen Institute, die sie hoffentlich noch einmal zusammenführen.

Eine englische Schule für Altertumsforschung war in Jerusalem nicht vorhanden. Als ein Ersatz dafür konnte die fast beständig betriebene Ausgrabungsarbeit des Londoner Palestine Exploration Fund gelten. Ihre Leiter haben unser Institut durch die Bereitwilligkeit, mit der sie die Resultate ihrer Grabungen unsern Mitgliedern zeigten, zu Dank verpflichtet. Einer von ihnen hat auch nicht Bedenken getragen, als Vortragender in unsere Mitte zu treten, und der Vorsteher stand in Arbeitsgemeinschaft mit ihnen, als er auf ihren Wunsch ihre Aufnahme eines Felsengrabes in Petra mit einer eingehenden Beschreibung begleitete.

Der gegenwärtige Krieg hat mit der Tätigkeit unsers Instituts auch seine mannigfachen Beziehungen nach außen hin unterbrochen. Aber wie auch immer die internationalen Verhältnisse Jerusalems nach dem Kriege sich gestalten, wird auf unserer Seite der ernste Wille zu guten Beziehungen zu allen anderen Vertretern der gleichen Aufgabe nicht fehlen.

## 2. Die Mitglieder.

Den im Jahre 1914 neu ernannten Mitgliedern mußte im Jahre 1915 wiederum mitgeteilt werden, daß die Verhältnisse keine Aussendung gestatten. Von den früheren Mitgliedern stehen die im vorigen Bericht genannten noch immer im Dienste des Vaterlands. Nur Domprediger Lic. Baumann und Pfarrer Johannsen sind in ihre

heimische Tätigkeit zurückgekehrt. Dagegen ist Oberlehrer Dr. Trusen als Divisionspfarrer, Pastor Dr. Hagemeyer als Militär-Gouvernements-Pfarrer, Privatdozent Dr. Hartmann (vorübergehend) und Gymnasialoberlehrer Dr. Schmidt als Musketier, Religionslehrer Dr. Nestle als Sanitätssoldat in die Armee eingetreten. Sanitäts-Unteroffizier Professor D. Alt hat sein militärischer Beruf mit seinem Feldlazarett sogar nach Palästina geführt, wo er in Jerusalem an die Tür des verwaisten Institutshauses klopfen konnte. Pastor Windfuhr und Oberlehrer Oelgarte haben in der Gefangenschaft Gelegenheit erhalten, durch sonntäglichen Gottesdienst ihren Mitgefangenen zu dienen. Palästinavorträge haben den Ertrag des Institutsaufenthalts sogar bis nach Sibirien gebracht. Direktor Dr. Rothstein erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse, Pfarrer Johannsen das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Gefallen ist als Leutnant auf dem Felde der Ehre unser lieber Reisegefährte von 1907, Pastor Wilhelm Faber.

## 3. Unsere Palästina-Tagungen.

Zu persönlicher Berührung mit Institutsmitgliedern in verschiedenen Teilen Deutschlands führten Besuche des Vorstehers in Berlin, Luckenwalde, Halle, Naumburg a. S., Rudolstadt, Ulm, Tübingen, Stuttgart, Witten, Mülheim a. R., Hannover. Auffrischung und Ergänzung des in Palästina Erlebten sollten aber vor allem unsere „Palästina-Tage" bringen, ebensosehr durch gegenseitige Berührung der Palästinenser als durch das in Wort und Bild Dargebotene. Einer ersten Zusammenkunft dieser Art diente am 25. Januar 1916 ein Vortrag des Vorstehers in Berlin über den See von Tiberias, an dem alle Mitglieder einst schöne Tage erlebt haben. Nach dem Vortrag, zu welchem Herr Pastor Sarowy die Mitglieder in der Mark und in Pommern eingeladen hatte, versammelten wir uns zu harmloser Geselligkeit. Daß die früheren Mitarbeiter, die Professoren Greßmann, Alt und Procksch, nicht fehlten, gereichte dabei zu besonderer Freude.

In größerem Stile hatten wir, infolge des Entgegenkommens des Herrn Dompredigers Dr. Vopel, eine zweite Zusammenkunft am 14. Juni in Naumburg a. S. Dazu hatten sich 16 Mitglieder, worunter drei von den neuberufenen, aber einschließlich der Damen und einiger Freunde, auch eines echten Palästiners vom südlichen Libanon, im ganzen 35 Personen eingefunden. Zwei Telegramme und 20 schriftliche Grüße bezeugten die freundliche Anteilnahme auch solcher, die am Kommen verhindert waren. Die Tagung begann mittags

nach der Begrüßung der Erschienenen, denen auch der Vorsitzende des Deutschen Palästina-Vereins, Professor D. Dr. Guthe aus Leipzig, sich beigesellt hatte, mit einem Vortrage des Vorstehers über „Das Heilige Grab in Deutschland". Nach dem gemeinsamen Mittagessen zeigte Herr Domprediger Dr. Vopel seine herrliche romanische Domkirche, die zu Vergleichen mit dem Kreuzfahrerbau der Grabeskirche in Jerusalem anregte. Auf den Kaffee in einem Garten vor der Stadt folgte die Vorführung von Lichtbildern aus dem Institutsleben, die in Scherz und Ernst unser Wandern, Reiten, Baden, Zelten und Arbeiten im Heiligen Lande auf die Leinwand zauberten. Die Kürze der Zeit machte es unmöglich, den von verschiedenen Mitgliedern zusammengebrachten Bilderschatz zu erschöpfen. Der Vorschlag wurde laut, daß ein Verzeichnis, womöglich auch eine Sammelstelle, der im Institut entstandenen Lichtbilder entstehen möge, wodurch ein Entleihen zu Vorträgen möglich würde. In der Tat ist die volle Nutzbarmachung der von Institutsmitgliedern an bekannten und unbekannten Punkten Palästinas gemachten photographischen Aufnahmen ein Problem, dessen Lösung noch nicht gelungen ist. Künftige Tagungen werden hoffentlich hierin zu einem praktischen Resultat führen.

## 4. Die Vorträge.

Nicht nur, um das Heilige Land besser bekannt zu machen und dadurch der Aufgabe des Instituts zu entsprechen, sondern auch um es in bessere Verbindung mit der heimatlichen Kirche und den Universitäten zu bringen, hat auch in diesem Jahre der Vorsteher seine Vortragstätigkeit in Deutschland fortgesetzt. Von großer Bedeutung war es für ihr Gelingen, daß sich Freunde Palästinas fanden, welche an den Orten dieser Vorträge alle nötigen Vorbereitungen trafen. Wir sind aus diesem Grunde zu großem Danke verpflichtet Herrn Präsident D. Giese, Exzellenz, und Herrn Pastor Schmaltz in Schwerin, Herrn Geh. Konsistorialrat Prof. Deißmann in Berlin, dem Dekan der Theologischen Fakultät Prof. v. Dobschütz und Herrn Pastor Dr. Hagemeyer in Halle, Herrn Professor D. Schlatter und Herrn Stadtpfarrer Schlatter in Tübingen, Herrn Präsident v. Zeller in Stuttgart, Herrn Pastor Dr. Sprenger in Hannover, Herrn Domprediger Dr. Vopel in Naumburg, Herrn Pfarrer Mickley in Luckenwalde und Herrn Superintendent Anderson in Görlitz.

Achtundzwanzig Vorträge wurden gehalten, und zwar:

am 6. Oktober 1915 in Landeck in Schlesien zum Besten der Gemeindepflege der Kaiserswerther Diakonissen in Jerusalem,

am 12. Oktober in Halle a. S. auf der Generalversammlung des Deutschen Palästina-Vereins,
am 13. Oktober ebenda für den Ev. Jerusalemsverein,
am 15. Oktober im Handwerkerverein zu Luckenwalde,
am 15. November im Handwerkerverein zu Freienwalde a. O., der den Vortragenden mit der Ernennung zum Ehrenmitgliede ehrte,
am 24. November für den Bezirksverein der ev. Gemeinde zu Görlitz,
am 12. Januar 1916 für die Kriegsfürsorge in Schwerin,
am 13., 21., 25., 28. Januar in den größten Auditorien der Universität Berlin,
am 31. Januar, 1., 2., 4. Februar im Auditorium maximum der Universität Halle,
am 7. Februar in Naumburg a. S.,
am 16., 18., 21., 23. Februar im Hörsal des Archäologischen Instituts, dann im Festsaal der Universität Tübingen,
am 28. Februar für den Jerusalems-Verein in Stuttgart,
am 8. März in der ev. Kirche zu Werden a. R.,
am 2. und 4. April in Hannover,
am 6. und 7. April in Naumburg a. S.,
am 2. Juni im Christlichen Verein Junger Männer zu Berlin,
am 13. Juni für den Lutherischen Zentralverein für die Mission unter Israel an seinem Jahresfest in Leipzig.

## 5. Die Palästinahilfe.

Im Juli 1915 gab das Zusammentreffen des früheren Mitgliedes Pastor Reymann-Koiskau mit dem Vorsteher im Riesengebirge Gelegenheit zur Verabredung eines Aufrufs zur Hilfe für die durch Heuschrecken und Kriegsnot schwer betroffenen Christen Palästinas. Sie sollten einen Tatbeweis davon erhalten, daß ihre deutschen Glaubensgenossen in brüderlicher Teilnahme ihrer gedenken. Dieser Aufruf erschien zuerst in dem von Pastor Reymann herausgegebenen Evangelischen Kirchenblatt Schlesiens, mitunterzeichnet von Vertretern aller in Palästina arbeitenden evangelischen Missionsanstalten und anderen hervorragenden Freunden Palästinas. Als Empfänger und Verteiler der Beiträge waren in erster Linie jene Missionsanstalten genannt, welche über das bei ihnen Eingegangene selbst Rechenschaft ablegen würden. Wir freuen uns, daß unsere früheren Mitglieder hierbei werbend und spendend eifrig tätig gewesen sind. Stadtpfarrer Schlatter in Tübingen meldete mir, daß er 700 M. an das Syrische Waisenhaus und den Jerusalems-Verein senden könne. Einige von

ihnen haben das von ihnen Gesammelte und eigene erhebliche Gaben dem Vorsteher zur Verwendung übergeben. Auch in Dänemark, Schweden und Norwegen beteiligte man sich an der Sammlung. Der Vorsteher überwies ihr den Ertrag seiner Vortragsreise, und Herr Krupp v. Bohlen spendete 2000 M., außer 1000 M., welche der Deutschen Schule in Jerusalem übergeben werden durften. So konnte der Vorsteher bis zum Mai 1916 5700 M. für die Armen Palästinas nach Jerusalem senden. Herr Propst Dr. Jeremias, auch früher Mitglied des Instituts, übernahm die große Mühwaltung der Verteilung der Gaben, meist in Gestalt von Mehl, um den Hungernden einen Beitrag zu ihrem wichtigsten Nahrungsmittel zu geben. Durch das Kaiserliche Generalkonsulat wurde eine kleinere Summe, als von einigen Mitgliedern unseres Instituts stammend, zur Verteilung dem Griechischen Patriarchen übergeben, der uns seinen warmen Dank übermitteln ließ.

## 6. Die Arbeiten.

Eine für die Palästina-Wissenschaft wichtige Arbeit leistete dieses Jahr Prof. Dr. Thomsen durch die Fertigstellung eines neuen Bandes seiner Bibliographie der Palästina-Literatur, eines nie vergebens angerufenen Ratgebers für die literarischen Hilfsmittel jeder Arbeit auf palästinischem Gebiet.

Da der Vorsteher vom gewohnten Felde seiner Tätigkeit abgeschnitten war, widmete er seine Aufmerksamkeit den Denkmälern Palästinas auf deutschem Boden, welche als Nachbildungen des Heiligen Grabes von Jerusalem in nicht geringer Zahl noch vorhanden sind oder einst vorhanden waren. Die Geschichte dieser eigenartigen Beziehung Deutschlands zum Heiligen Lande war aufzuklären und zugleich zu untersuchen, was aus der Gestalt der Nachbildungen für das Original zu lernen sei. Zu diesem Ende war Deutschland in weitem Umfang zu bereisen, vom Heiligen Annaberge in Oberschlesien bis Trier, von der Südgrenze Bayerns und Badens bis zum Teutoburger Wald. Überall wurden die Denkmäler vermessen und gezeichnet. Zur Ermittlung ihrer Geschichte wurden Bibliotheken und Archive, Pfarrämter und Klöster angegangen und so ein wertvolles Material gewonnen, das der Veröffentlichung harrt. Den Anfang machte das Heilige Grab in Görlitz, dem Vorsteher schon seit der Knabenzeit vertraut, den Schluß Weimar, wo ein von Röhricht erwähntes Modell der Grabeskirche vergeblich gesucht wurde. Im Juni und August 1915 weilte ich zu diesem Zweck einige Tage in

Görlitz, im September und Oktober in Grüssau, Albendorf, Oberglogau und St. Annaberg in Schlesien, im Dezember in Sagan, im Februar 1916 erst in Gernrode am Harz, dann in Nürnberg, Regensburg, Eichstätt, Augsburg, Sameister, Füssen und München in Bayern, in Ulm, Wurmlingen, Laupheim und Stuttgart in Württemberg, in Konstanz, Weiltingen und Waldshut in Baden, im März in Fulda und Weilburg in Hessen, in Leutesdorf, Cobern, Trier, Köln, Neersen und Essen im Rheinland, im April in Drüggelte und Paderborn in Westfalen, bei den Externsteinen im Teutoburger Wald und endlich in Weimar.

An zwei Punkten gab es Gelegenheit, die Studien mit einem praktischen Zweck zu verbinden. In Görlitz stellte ich beim Evangelischen Gemeinde-Kirchenrat den Antrag, durch einige Abänderungen und Inschriften das ihm unterstehende Heilige Grab den Besuchern verständlicher zu machen. Beim Magistrat in Augsburg erbat ich Instandsetzung und bessere Verwahrung des im Rathause ausgestellten kostbaren Modells der Grabeskirche aus dem 17. Jahrhundert. In beiden Fällen fand ich zu meiner Freude verständnisvolles Entgegenkommen. Ein von mir gehaltener Vortrag wurde vom Ev. Kirchenrat in Görlitz herausgegeben, um den Besuchern des Heiligen Grabes als Handleiter zu dienen.

Als literarische Leistungen sind zu nennen:

Duensing, Die Abessinier in Jerusalem (Institutsarbeit), ZDPV 1916, S. 98—115.

Lauffs, Zur Lage und Geschichte des Ortes Kirjath Jearim, ZDPV 1915, S. 249—302.

Thomsen, Zeitschriftenschau, ebenda, S. 246 f. 303, 1916, S. 130—134.

—, Denkmäler Palästinas aus der Zeit Jesu. Das Land der Bibel II 1. Leipzig 1916, J. C. Hinrichs.

Dalman, Das Heilige Grab in Görlitz und sein Verhältnis zum Original in Jerusalem, Neues Magazin der Lausitzer-Gesellschaft der Wissenschaften 1915, S. 198—244.

—, Die Kapelle zum Heiligen Kreuz und das Heilige Grab in Görlitz und in Jerusalem, mit 9 Plänen und 9 Ansichten. Görlitz (1916), Kommissionsverlag der Görlitzer Nachrichten.

—, Anzeige von Daniels Leitfaden für den Unterricht in der Geographie, und Voelker-Strack, Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen, ZDPV 1915, S. 240—243; Blanckenhorn, Syrien, Arabien und Mesopotamien, Theol. Lit. Zeitung 1915, Sp. 321 f.; Killermann, Die Blumen des Heiligen Landes,

Theol. Lit. Zeitung 1916, Sp. 267 f.; Baumstark, Die mod. u. konstant. Bauten am Heiligen Grabe, ebenda, Sp. 342 f.

Hartmann, Gilliḳ, Orientalistische Literaturzeitung 1915, Sp. 235—240.

—, Politische Geographie des Mamlukenreichs (Ibn Faḍlallāh al-ʿOmarī), ZDMG 1916, S. 1—40.

Lundgreen, Zur Geschichte des Templerordens, Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung XXXV, 4, S. 670—687.

Eberhard, Das Bildungswesen in der Türkei, Baseler Missions-Magazin 1916, S. 289—302, 350—359.

—, Bildungswesen und Schulreform in der neuen Türkei. Zur Pädagogik der Gegenwart, Heft 42. Dresden-Blasewitz 1916, Bleyl u. Kaemmerer.

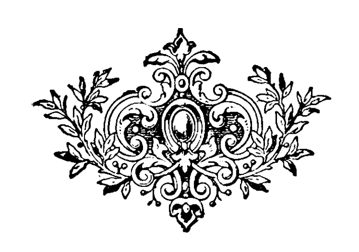
## 7. Die Bibliothek.

Unsere Bibliothek ist durch Kauf um etwa 60 Bände gewachsen. Herr Pastor Lauffs in Mülheim a. Ruhr schenkte Dieterici, Reisebilder (1853), Pfarrer Dr. Fenner in Berlin Joliffes Reise in Palästina (1821), De la Roque, Reise nach Palästina (1740), Myrike, Reise nach Jerusalem (1719), Professor Dr. Seybold in Tübingen S. ibn al-Muqaffaʿ, Alexandrinische Patriarchengeschichte (1912) und andere Schriften, Professor Dr. Thomsen in Dresden, Professor Lic. Lundgreen in Rudolstadt und Schulrat Eberhard in Greiz ihre oben erwähnten Schriften, Professor Dr. Blanckenhorn in Gießen Beiträge zur Paläontologie und Geologie Palästinas, Professor D. Aurelius in Lund Georgi, Die heiligen Stätten. Herr Professor Thomsen hat auch mehrere Jahrgänge von Zeitschriften dem Institut überwiesen. Allen Gebern wird für ihr freundliches Gedenken an unsere Bedürfnisse verbindlicher Dank gesagt.

## 8. Unser Haus in Jerusalem.

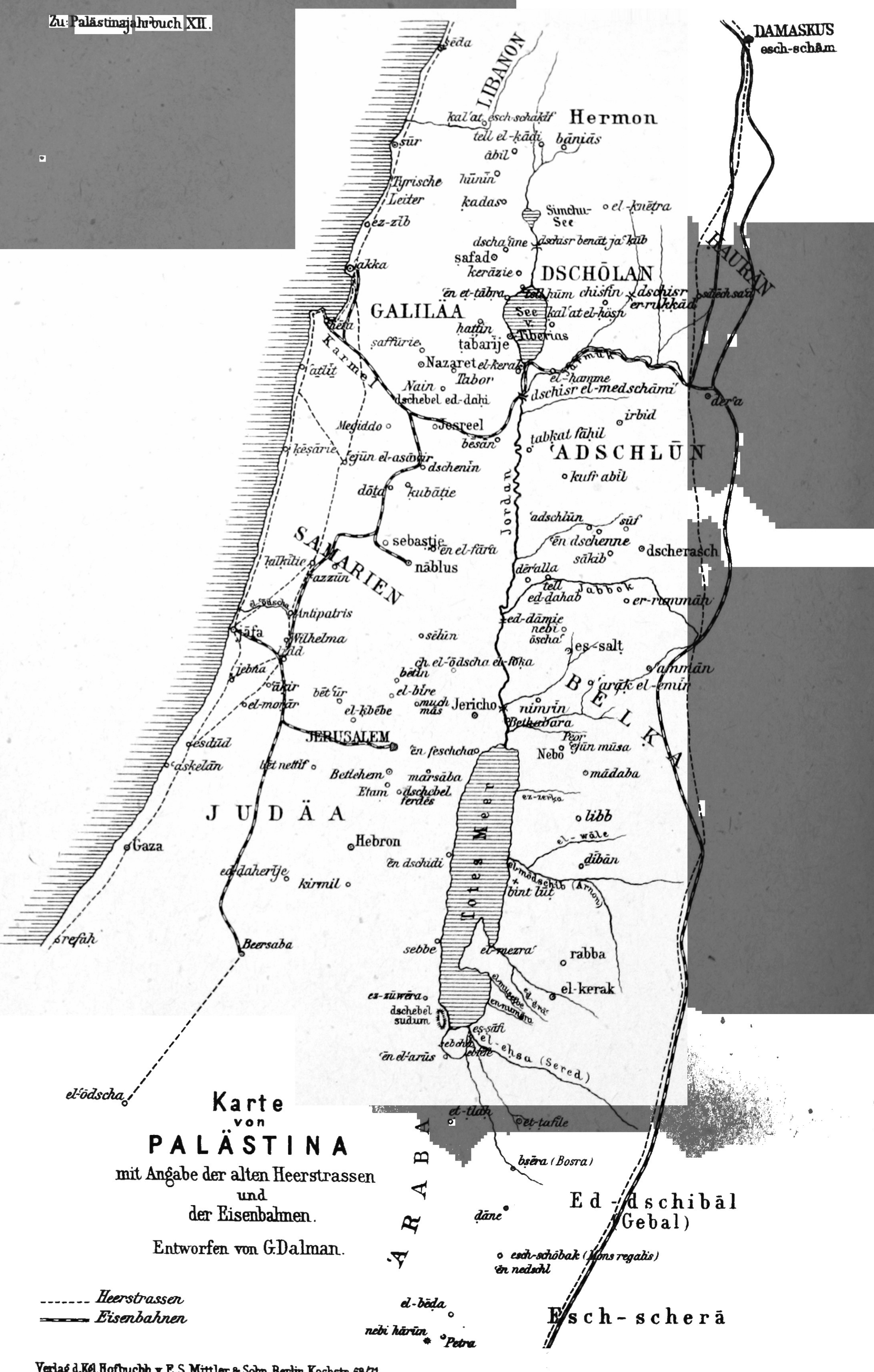
Noch immer harrt das Institutshaus in Jerusalem vergeblich der Mitglieder und des Vorstehers. Seine Hut durch den Kawassen ʿOde ist im Herbst 1915 verstärkt worden durch eine deutsche Familie, die infolge des Krieges in Verlegenheit gekommen war und, mit Genehmigung des Vorstandes, in einem Teil der Wohnung des Vorstehers eine willkommene Zuflucht fand. Die Forderung einer nahezu verdreifachten Mietszahlung durch den Hausbesitzer hat freilich eben jetzt aufs neue gezeigt, wie notwendig die Unabhängigkeit eines Eigenheims unserm Institute ist.

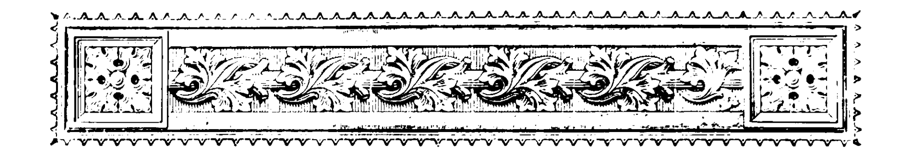
Da wir vor allem neben der Kaiserlich Osmanischen Regierung dem Schutz unsers Deutschen Generalkonsulats die Sicherheit unsers Eigentums verdanken, gedenken wir hier in dankbarer Verehrung des am 26. März 1916 entschlafenen Kaiserlichen Generalkonsuls Edmund Schmidt. Seit der Begründung des Instituts war er in treuer Fürsorge auf sein Wohl bedacht. Unsere Bibliothek hat er dadurch gefördert, daß er die Zuwendung der bisher im Konsulat verwahrten „Königlichen Bibliothek“ an sie veranlaßte. Als Sohn eines Pfarrers, der zuerst Theologie studiert hatte und noch immer gern die Bibel hebräisch las, lag ihm die Teilnahme für unsere Theologenanstalt wohl besonders nahe. In jedem Jahr ließ er mit seiner Gattin es sich nicht nehmen, alle Institutsmitglieder um seine gastfreie Tafel zu vereinen. In unauslöschlicher Erinnerung aber bleibt dem Vorsteher und dem damaligen Mitarbeiter eine Reise nach Petra im Herbst 1906, die durch die Gesellschaft unsers Konsulspaares neben dem archäologischen Ertrage einen reichen Schatz gemütlicher Anregung bot. Nun hat die Erschwerung der Amtstätigkeit durch den Krieg dem Leben des Unermüdlichen ein früheres Ende gesetzt, als sonst zu erwarten gewesen wäre. Man schrieb uns, Jerusalem habe ihn wie einen König auf dem Zionsfriedhof zu Grabe getragen. Seine bescheidene Art hätte das abgelehnt. Aber er verdiente es.



# II.

# Arbeiten aus dem Institut.


Zu Palästinajahrbuch XII.
Karte von PALÄSTINA
mit Angabe der alten Heerstrassen und der Eisenbahnen.
Entworfen von G. Dalman.
Heerstrassen
Eisenbahnen
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68/71.
DAMASKUS
esch-schâm
LIBANON
Hermon
HAURĀN
DSCHŌLAN
GALILÄA
SAMARIEN
JUDÄA
'ADSCHLŪN
BELKA
Jordan
Karmel
Jabbok
Toter Meer
Simchu-See
See v. Tiberias
Ed-dschibāl (Gebal)
Esch-scherā
'ARABA
bēda
sūr
Tyrische Leiter
ez-zīb
'akka
hēfa
'atlīt
kēsārie
Megiddo
Jesreel
bēsān
Nazaret
Tabor
Nain
safad
tabarije
irbid
dschenīn
dōtān
kubātie
sebastie
nāblus
Antipatris
Wilhelma
jāfa
lidd
jebna
'ākir
el-moġār
esdūd
askelān
Gaza
refah
Beersaba
Bethlehem
Etam
Hebron
kirmil
JERUSALEM
Jericho
nimrīn
Bethabara
Nebo
mādaba
libb
dībān
el-mōdschib (Arnon)
bint lūt
rabba
el-kerak
es-sāfi
el-ehsa (Sered)
et-tafile
bsēra (Bosra)
dāne
esch-schōbak (Mons regalis)
ēn nedschl
el-bēda
nebi hārūn
Petra
es-salt
'ammān
dscherasch
der'a
kufr abīl
el-'ōdscha
dschebel sudum
ēn dschidi
sebbe
ez-zuwēra
ēn el-'arūs
Heerstrassen
Eisenbahnen



# Palästina als Heerstrasse im Altertum und in der Gegenwart.

Von Professor G. Dalman.

## I. Palästina und die benachbarten Großmächte des Altertums.

Die biblische Erzählung vom Paradiese schildert eine Welt, deren vier Ströme ihr Wasser aus dem Garten Gottes empfangen. Die Hebräer dachten dabei an die beiden Flüsse Mesopotamiens und vielleicht an die beiden Quellflüsse des Nil. Sie hatten dabei das Wesen der wichtigsten Flüsse in der Wüstentafel, die ihre Welt war, gut begriffen. Nicht die Niederschläge und das Grundwasser ihrer Umgebung füllen sie, sondern vor allem der Wasserreichtum ihres unter besseren klimatischen Bedingungen stehenden Quellgebietes, das deshalb ein Paradies ist. Die Alluvien der Paradiesesflüsse waren die Entstehungsursache der Großmächte des vorderen Orients. Das breite und in den Persischen Meerbusen hinein sich stetig weiter vorschiebende Schwemmland des Euphrat und Tigris war der Sitz der Macht Babels, das schmale und nur am Mittelmeer sich verbreiternde Schwemmland des Nils der Sitz der ägyptischen Großmacht. Eine dritte Großmacht hätte zwischen beiden entstehen können, wenn der am Amanus beginnende und am Roten Meere endende syrisch-palästinische Einbruchsgraben eine einheitliche Größe wäre, worin statt des kleinen Jordanflusses ein am Amanus entspringender und ins Rote Meer mündender Strom der Mittelmeerküste parallel flösse. Ein Schwemmland von der Art des Niltals hätte in dieser Nähe des Mittelmeeres einer Macht den Boden bereitet, der jene kaum überlegen gewesen wären, einem Kulturlande ersten Ranges, dessen Geschichte vorzugsweise die Geschichte des Altertums gewesen wäre. Die Hebungen und Senkungen des Grabenbodens in der Diluvialzeit haben im Verein mit der Verschiedenartigkeit der vorangegangenen Einbrüche die Geschichte in andere Bahnen gewiesen.

Dem jetzigen Exsultan Abdul Hamid wird der Plan zugeschrieben, die Natur dieses Grabens in seinem südlichen Teil vollständig zu verändern. Was davon unter dem Meeresspiegel liegt, sollte durch einen die Jesreel-Ebene durchschneidenden Kanal mit Meerwasser gefüllt werden. Ein zweiter durch die ʿAraba gelegter Kanal sollte diesen 240 km langen und 15 bis 20 km breiten See, in welchem der See von Tiberias und das Tote Meer verschwinden würden, mit dem Roten Meere verbinden. Das hätte dann einen neuen Weg vom Mittelmeer zum Roten Meere ergeben, zwar dem suwēs-Kanal nicht gleichwertig, aber für die Türkei eine eigene Heerstraße von Meer zu Meer, die auch Palästina neue Bedeutung verleihen würde. Dieser Plan ist wohl unausführbar. Aber er zeigt, welch große Folgen eine nur geringe Abänderung der Natur für die innere Kraft eines Staatswesens haben kann.

Was hätte sein können, mag einen Belehrungswert haben. Wichtiger ist, was für Heerstraßen das Land an der Ostküste des Mittelmeeres wirklich darbot. Ihm fehlte das einende Band ebensosehr eines einheitlichen Grabens durch seine Mitte, wie es in Westdeutschland das Rheintal ist, als einer ihm durchgängig vorgelagerten breiten Küstenebene. Der Libanon, das galiläische Gebirge und der Karmel zerlegen die Küstenlandschaft in Abschnitte, der zwischen dem südlichen Libanon und Hermon eingeklemmte Bergrücken und das Tote Meer tun dasselbe beim Graben. Die hochgehobenen schmalen Stege des Libanons und Antilibanos wirken als ein Wall zwischen Nord- und Südhälfte und schaffen jene zwei Teile, die wir als Syrien und Palästina benennen. Die große Tiefe des Grabens innerhalb Palästinas bedeutet hier außerdem eine Scheidung in Ost- und Westland, die weiter nördlich in dieser Weise nicht vorkommt. Nur für Kleinstaaten war ein solches viel geteiltes Land der geeignete Sitz. Dabei hat Palästina aber etwas von der Art des Paradieses an sich. Der Mitteleuropäer, der jetzt dies Land besucht, lächelt wohl über die Behauptung, weil er das dort Geschaute mit seiner Heimat vergleicht. Aber innerhalb der Wüstentafel des vorderen Orients ist es doch „ein Land, das von Milch und Honig trieft“, „ein Land mit Bergen und Ebenen, das vom Regen des Himmels Wasser trinkt, auf das Gott das ganze Jahr hindurch achthat“ (5. M. 11, 9. 11. 12). Das hohe Aufsteigen seiner Kalkberge nahe am Meer gibt dem Westwind Veranlassung zu reichlichem Niederschlag von Regen im Winter, von Tau im Sommer. Milchgebendes Grünfutter, honigspendende Blüten, herrlicher Weizen und ölreiche Oliven fehlen da nicht, und auch sein

Wald von stämmigen Zedern und breitästigen Zypressen war einst berühmt und wirtschaftlich bedeutungsvoll bis nach Babel und Memphis. Dieses gute Land lag im Altertum zwischen den Großmächten am Nil und Euphrat. Es ist selbstverständlich, daß es beiden zum Anlaß von Heereszügen wurde, die seinen Besitz gewinnen oder sichern sollten, daß es dem jeweils Stärkeren von beiden anheimfiel und nur kurze Perioden voller Freiheit genoß.

Die Großmachtsgelüste jener Zeiten werden bald zu hoch, bald zu niedrig eingeschätzt. Den selbstlosen Trieb, die eigene Kulturhöhe anderen Völkern zugänglich zu machen, hat man ihnen wohl nie zugeschrieben. Aber der Handelsweg von Indien her soll es gewesen sein, dessen zweiten Ausgang nach dem Mittelmeer Babel in die Hand zu bekommen erstrebte, wenn es Ägypten eroberte. Umgekehrt hätte Ägypten dasselbe gewollt, wenn es nach Syrien auszog. Wenn man die eigenen Kriegsberichte der Ägypter und Babylonier liest, findet man so weitreichende Ziele und Erträge ihrer Taten nicht verzeichnet. Der erste Grund vieler Kriege war damals wie heut die Sicherung des eigenen Besitzes gegen unruhige oder zu bedrohlicher Macht wachsende Nachbarn. Die zweite wichtige Kriegsursache war das Streben nach vermehrtem Besitz. Der Ertrag der Kriege waren die Güter und die Menschen — das heißt Arbeitskräfte —, die man aus ihnen heimbrachte, die jährlichen Leistungen in Edelmetall, Lebensmitteln und Genußmitteln, die man sich gesichert hatte. Dem eigenen Lebensgenuß gewann die Selbstsucht des Starken vermehrte Befriedigung.

Palästina konnte, selbst wenn es einig war, den Großmächten im Norden und Süden nicht unmittelbar gefährlich werden. Aber es konnte andere Mächte durch seine Mitwirkung stärken. Außerdem war es selbst oder seine Erträge ein begehrenswerter Besitz. Sein Öl und sein Wein ergänzten den eigenen Wuchs von Mesopotamien und Ägypten. Das Wichtigste am palästinischen Lande waren aber für seine Bedeutung nach außen hin seine Häfen, von denen später Näheres zu sagen ist. So unbedeutend sie nach jetzigen Begriffen sind, waren sie doch für den Welthandel jener Zeit Durchgangspunkte und Stapelplätze ersten Ranges, durch welche Osten und Westen in Verkehr traten, ständige Quellen des Reichtums für ihre Besitzer. Sie werden das Erste gewesen sein, wonach die Großmächte zu greifen suchten. Die mesopotamische Großmacht vor allem als eine binnenländische bedurfte der Häfen und der Wege zu ihnen, wenn es seinen eigenen Handel in der Hand behalten wollte und nicht den besten Teil seines Ertrages an andere abgeben. Aber auch Ägypten hatte damals kein

Alexandrien. Der binnenasiatische Handel war noch nicht in dem Maße wie später eine Zeitlang über das Rote Meer von Arabien dem Nile zugelenkt, um auf ihm das Mittelmeer zu erreichen. Trotz seiner Nilschiffahrt war Ägypten auf dem Meere unbeholfen und keine Seemacht. Es hatte guten Grund, nach den palästinischen Häfen seine Hand auszustrecken. Selbst wenn dem nicht so gewesen wäre, würde die Lage der palästinischen Kleinstaaten es mit sich gebracht haben, daß sie, um sich der einen Großmacht zu erwehren, die Hilfe der anderen in Anspruch nahmen und so sie selbst ins Land riefen. Dazu gehörte natürlich eine Gegenleistung, welche die eigene Selbständigkeit beschränkte und sehr bald als eine Pflicht aufgefaßt wurde, deren Nichterfüllung Bestrafung erheischte, aber es gelang so doch vielleicht, mit geringeren Leistungen an die Schutzmacht und mit einem etwas größeren Maß eigener Freiheit davonzukommen, als wenn man von der anderen Seite mit Gewalt unterworfen wurde und die Bedingungen seines weiteren Bestehens vorgeschrieben erhielt. Aus einer derartigen Politik der Kleinstaaten ergab sich schließlich für die Großmächte die Notwendigkeit, die ferne Nebenbuhlerin selbst zu fassen und unwirksam zu machen. Nur dann blieb das Zwischenland ein sicherer Besitz. Auf diese Weise wurde Palästina zur Heerstraße zwischen Mesopotamien und Ägypten.

Zu den für jene Zeit wirksamen Kriegsursachen gehörte aber auch die Religion. Es war keine bloße Redensart, wenn die Sieger rühmten, daß ihr Gott für sie gekämpft habe, und hervorhoben, daß sie seine Kriege führten. Ihm widmeten sie die beste Beute, weil er eigentlich Anspruch auf alles Eroberte habe. Sein Recht auf den Weltbesitz war das ihre. Diese „heiligen Kriege" mußten deshalb auch die von ihnen betroffenen Völker in der innersten Seele aufregen. Es handelte sich nicht nur um Besitz und Freiheit, sondern um die Ehre und Macht ihres Gottes. Hinter den Völkern stritten ihre Götter einen gewaltigen Wettkampf um die große Frage: Wer ist Gott?

Unter solchem Gesichtspunkt will Palästina als Heerstraße der Großmächte des Altertums betrachtet sein. Der Geograph legt den Finger auf den Ort und die äußeren Bedingnisse der Züge, welche sich auf dieser Straße bewegten. Der Geschichtsforscher gedenkt der völkischen und kulturlichen Einflüsse, welche durch diese Züge wirksam gewesen sind. Der Christ vernimmt im Tritt ihrer Heere und im Rollen ihrer Kriegswagen den Anspruch der Götter von Mesopotamien und Ägypten, die auch als Weltschöpfer galten, gewaltiger zu sein als der Gott Israels.

Daß und wie seine scheinbare Niederlage doch für ihn zum Siege ausschlug, bedeutet das Wesen und den Kern des Eintretens des lebendigen Gottes in die Welt. Darum gehören die Heerstraßen der Weltmächte in Palästina zu den Wegen und Werkzeugen des Reiches Gottes, die kennenzulernen keinem Christen gleichgültig sein kann. Aber dieselben Landstriche, welche einst so hohem Zwecke dienten, sind und bleiben die natürliche Verbindung zwischen Afrika und Asien und weiterhin Europa. Damit ist gegeben, daß das Land, welches sie darbietet, niemals ohne Bedeutung für die in diesen Erdteilen gebietenden Mächte sein kann. Selbst wenn der gegenwärtige Krieg Palästina niemals berührt hätte, würde es doch zur Weltbildung gehören, sich das Wie dieser Verbindung der Weltteile anschaulich und deutlich zu machen.

## II. Die binnenländische Heerstraße.

Es war ein Glück für die Eigenart Palästinas, daß wasserloses Land es sowohl von Mesopotamien als von Ägypten trennte. Von ersterem führte nur ein großer Umweg durch mit Wasser versehenes Land über Nordsyrien nach Palästina. Denn der kürzere Wüstenweg über Tadmor-Palmyra war nur für die Kamel-Karawanen des Handels brauchbar. Von Ägypten aus ließ sich der Weg durch die Wüste nicht umgehen. Aber der Handel sowohl als die Eroberungslust haben schon in den ältesten Zeiten, die wir kennen, diese Schwierigkeit überwunden. Zwei große Straßen führten durch Palästina. Daß der Graben in der Mitte des Landes keine derselben sein konnte, hatte sich früher ergeben. Ebensowenig konnten es die Landrücken selbst sein, die sich zu beiden Seiten des Grabens erheben. Der westliche ist durch den Wasserablauf so vollständig in Berge und Täler aufgelöst, daß von der ursprünglichen Hochebene nichts übrig blieb. Der östliche hat den Charakter der Ebene meist besser bewahrt, aber der Wasserablauf hat so tiefe Rinnen in ihn eingeschnitten, daß eine Heerstraße hier beständig auf schlimme Hindernisse stieße, wenn nicht, wie die jüdische Sage vom Arnon behauptet, die Talwände zusammenklappten, um dem Heere eine Brücke zu bieten und die unten lauernden Feinde zu zerquetschen. Aber im Osten folgt eine flache Senkung, welche an diesem Übelstande nicht leidet. Eine binnenländische Heerstraße von Mesopotamien nach Ägypten konnte hier entlang gehen. Das alte Hamath, Damaskus, Edreï und Rabbath Ammon lassen sich als wichtige Stationen denken. Bis dahin geht die Straße durch Kulturland. Dann aber ergab die Notwendigkeit,

den tiefen Tälern auszuweichen, eine unerwünschte Fortsetzung durch wasserarmes und wüstenhaftes Gebiet. Von der mit Wasser reichlich versehenen Oase von ma'ān führte ein Tal zur Spitze des Meerbusens von el-'aḳabe hinab. Aber völlig wasserlos wäre der Zug quer über die Nordgrenze der sinaitischen Halbinsel gewesen. Eine Kalkwüste, wie sie hier vorliegt, ist zwar kein solches Verkehrshindernis wie eine Sandwüste. Aber es ist nichts Geringes, auf einem Wege von 250 km, also etwa acht Tagemärschen, von dem ungewissen Inhalt einiger Zisternen abzuhängen. Die Grenze Ägyptens wurde etwas nördlich vom jetzigen suwēs erreicht. Wie es scheint, ist dieser Weg aber erst im 13. Jahrhundert durch Anlage einiger Zisternen gangbar geworden, als man für die Pilger nach Mekka von Ägypten eine möglichst direkte Linie herzustellen suchte[1]. Brauchbarer, wenn auch länger war zu allen Zeiten der Weg durch die mit Wasser versehenen Täler der sinaitischen Halbinsel. Man zog dann am Älanitischen Meerbusen entlang bis en-nawēbe[2], wandte sich von da nach dem Innern der Halbinsel und mußte notwendig am Sinai vorüberziehen, um nach suwēs zu gelangen.

Dieser in jedem Falle beschwerliche Weg war im arabischen Mittelalter zur Zeit Saladins wirklich eine Heerstraße zwischen Ägypten und Damaskus[3]. In der Römerzeit gab es wenigstens von Damaskus bis zum Meerbusen von el-'aḳabe eine wichtige Militärstraße, welche die Kastelle und festen Lager an der Reichsgrenze gegen Arabien miteinander verband[4].

Für die ältere Zeit will es beachtet sein, daß die Israeliten nach unserm Pentateuch, von Ägypten kommend, erst die sinaitische Halbinsel querten und dann im Osten nordwärts zogen. Ein teilweise mit Wasser versehener Weg führte vom Älanitischen Meerbusen sowohl nordwärts über Kades nach Palästina als durch die 'Araba nach dem Ostlande. Noch ältere Bedeutung der Straße, wenn auch nicht in ihrer südlichen Hälfte, bezeugt der Stein, welchen Ramses II. um 1300 v. Chr. im alten Dannaba (jetzt schēch sa'd) an ihr er-

[1] S. die bedeutsamen Mitteilungen von Naūm Beg Schuḳēr in The Biblical World 1913, S. 395ff. Königin Schadschar ed-durr (gest. 1257) hätte danach den Weg eröffnet, später besonders Sultan el-Ḳāri (gest. 1516) ihn verbessert.

[2] S. ebenda. Auch mir wurde im Lande östlich der 'Araba gesagt, daß Herden von diesem Lande stets durch die Sinaihalbinsel nach Ägypten getrieben werden. Noch zur Römerzeit zog man hier nach Tabula Peutingeriana, irrig Miller, Itineraria Romana (1916), Karte 262.

[3] S. R. Hartmann, ZDMG 1910, S. 679ff.

[4] R. Hartmann, ZDPV 1913, S. 105. 110ff., Miller a. a. O., Sp. 817ff.

richtete[1]. Wenige Schritte davon entdeckte ich 1900 einen Torlöwen, dessen Gestalt wahrscheinlich macht, daß vorher hethitische Gewalt an dieser Straße festsaß.

## III. Die Küstenstraße vom Hundsflusse bis zum Karmel.

Nur zwingende Verhältnisse haben die Wahl eines so wasserarmen Weges empfehlen können, wie es die Heerstraße am Rande der arabischen Wüste gewesen ist, wenn daneben ein mit Wasser besser ausgestatteter vorhanden war, der außerdem rascher ans Ziel führte. Das war die Küstenstraße Palästinas. Gehobener Meeresboden fügte hier zum Berglande meist eine niedrige, ziemlich ebene Vorstufe, der die Meeresströmung und ihre Anschwemmung von Sand eine fast geradlinige Grenze gab. Hier mußte der große Verkehr zwischen den nördlichen und südlichen Nachbarn Palästinas sich notwendig vollziehen. Hier strich deshalb auch die wichtigste Heerstraße zwischen Mesopotamien und Ägypten durch das Land.

Wir besitzen auffallend wenig eingehende Nachrichten über die zahlreichen alten Heereszüge auf diesem Wege. Daß die Israeliten eigentlich dort hätten von Ägypten her kommen sollen, wird 2. M. 13, 17 vorausgesetzt. Der ägyptische König Sisak nimmt nach 1. Kön. 14, 25 f. Jerusalem ein, Phul von Assyrien macht Samarien tributpflichtig, 2. Kön. 15, 19 f. Aber keine Silbe gibt Auskunft über den Weg, den beide nahmen. Nicht sehr viel mehr Einzelheiten geben uns die Berichte der Assyrer, Babylonier und Ägypter. Die im Amontempel zu Theben verzeichnete Schilderung des ersten palästinischen Feldzuges des Pharao Thutmosis III. um 1500 v. Chr. macht auf ägyptischem Gebiet eine rühmliche Ausnahme. Alt hat ihr im Palästinajahrbuch 1914, S. 53 ff., eine ortskundige Besprechung gewidmet. Ergänzungen dazu liefert die höhnische Nachahmung einer Reisebeschreibung durch Syrien im Papyrus Anastasi, welche ein ägyptischer Literat um 1300 v. Chr. verfaßt hat. In den keilinschriftlichen Denkmälern kann höchstens der Bericht über Sanheribs Zug nach Palästina im Jahre 701 v. Chr. als etwas Gleichwertiges gelten, obwohl er im Grunde mehr die Erfolge des Zuges beschreibt, als ihn selbst[2]. So bleibt unsere beste Quelle für die Kenntnis dieser

---

[1] Schumacher, ZDPV 1891, S. 142 ff., 1914, S. 127, Erman, ZDPV 1892, S. 205 ff. Nicht weit davon in tell esch-schihāb fand man eine von seinem Vorgänger Sethos I. errichtete Stele, PEFQ 1904, S. 78 ff.

[2] S. darüber zuletzt Rogers in Wellhausens Festschrift 1914, S. 319 ff.

Heerstraße nur ihre gegenwärtige Gestalt, wie ich sie seit 16 Jahren in einzelnen Teilen[1] aus eigener Benutzung kennen gelernt habe.

Wir dürfen den Anfang der palästinischen Küstenstraße vom Hundsflusse nördlich von bērūt rechnen, weil offenbar schon in alter Zeit dieser Punkt in der ungefähren Mitte der ganzen syrisch-palästinischen Küste als eine Grenze zwischen dem südlichen und nördlichen Küstenlande betrachtet wurde. Denn nur so wird es verstanden werden können, daß zuerst ägyptische und dann, wohl in absichtlichem Gegensatz zu ihnen, assyrische und babylonische Herrscher hier durch in den Fels gegrabene Denkmäler sich in Erinnerung halten wollten. Das Kalkgebirge tritt hier mit miozänem Korallenkalk[2] unmittelbar an das Meeresufer heran, so daß kein Strand vorhanden ist, der einem Wege Raum böte. Gerade da mündet durch ein enges Tal ein Fluß, der im Altertum griechisch Lykos hieß und also wohl schon damals semitisch der „Hundsfluß" war. Das felsige Vorgebirge südlich von der Flußmündung trug den Namen Baali-Rasi[3], „Baal des Vorgebirges", war also wohl dem Baal des Libanon[4] geweiht. Die alte Straße ging am Nordufer des Flusses ein gutes Stück flußaufwärts, überschritt ihn dann — ursprünglich gewiß durch eine Furt, später auf einer Brücke[5] — und hatte dann am Südufer das Vorgebirge zu überwinden. Dies geschah durch einen allmählichen Aufstieg, dem dann auf der anderen Seite wieder ein Abstieg folgte. Erst der römische Kaiser Antoninus Pius hat um 180 n. Chr. durch Abhauen des Felsens die Straße tiefer gelegt und die Gegenwart endlich einen Fahrweg und außerdem eine Eisenbahn geschaffen.

Neun Gedenktafeln sind an dem alten Wege auf der Südseite des Flusses eingehauen worden. Drei davon (Nr. 1,6,8) in viereckigem Rahmen sind ägyptischer Herkunft. Sie bezeugen, daß Ramses II. — um 1300 v. Chr. — im zweiten und vierten Jahr[6] seiner Regierung hier durchgezogen ist und dem Weltschöpfer in Gestalt der Götter Ptah, Re'

---

[1] Von bērūt ritt ich nach Sidon 1900, von Beersaba über Gaza nach bēt nettīf 1908, von Caesarea nach Sidon 1909 und 1910, von Antipatris nach chuḍēra und von chuḍēra nach Jaffa 1913, von Antipatris nach Megiddo 1914, von er-ramle nach Askalon 1913.

[2] Blanckenhorn, Syrien, Arabien und Mesopotamien, S. 95.

[3] Nach Salmanassar II, s. Winckler, Das Vorgebirge am nahr el-kelb, S. 16.

[4] Zimmern in KAT[3], S. 433.

[5] Die jetzige „alte Brücke" stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Eine „neue" wurde nahe der Mündung wohl erst vor 30 bis 40 Jahren gebaut.

[6] So nach Lepsius; Breasted, Records of Egypt III S. 125, vermutet für das zweite Jahr das zehnte. Der dritten Tafel fehlt die Zeitangabe.

und Amon, denen er drei seiner Divisionen geweiht hatte[1], seine Huldigung darbrachte. Sechs Tafeln (Nr. 2—5, 7, 9) in der Form einer Bogennische enthalten die Bilder assyrischer Könige; aber nur die am höchsten angebrachte, die letzte in der Reihe, enthält noch lesbare Reste ihrer Inschrift, aus denen erhellt, daß Assarhaddon von Assyrien sie wohl 871 hat anbringen lassen, nachdem er Thirhaka von Ägypten (Jes. 37, 9) besiegt hatte[2]. Sie ist also ein Zeuge aus der Zeit des Königs Manasse von Juda, der sich Assarhaddon unterwarf. Die anderen Tafeln sind älter. Windler[3] hat den Versuch gemacht, sie auf die assyrischen Könige zu verteilen, von denen Kriegszüge nach Palästina bekannt sind, von Assurnasirpal (886—861), der am Libanon „im großen Meere seine Waffen reinigte und den Göttern opferte", bis zu Sanherib, dem Vater Assarhaddons. Aber erst eine genaue Untersuchung, die noch nicht statthatte, kann zeigen, ob die Tafeln dafür Anhalt geben. Jenseits des Flusses hat Nebukadnezar II. von Babylonien wahrscheinlich nach der ersten oder zweiten Einnahme Jerusalems (597 und 586 v. Chr.) eine inhaltsreiche Inschrift anbringen lassen. Sie sagt aber nichts über seine kriegerischen Taten, sondern rühmt, was er für die Heiligtümer Marduks und Nebos, der Götter Babels, getan hat[4]. Ihm war wichtiger, am Fuße des Libanon zu verkünden, daß er in diesem Gebirge mächtige Zedern für seine Götter „mit reinen Händen abgeschnitten habe", als daß der König von Jerusalem gezüchtigt wurde. Die Inschrift, welche er im wādi brīsā am Nordende des Libanon wohl zuerst hatte in den Fels schreiben lassen, wurde hier an mehr zugänglicher Stelle wiederholt. Aber sie verkündigte ohne Worte, daß „der treue Hirt, der Liebling Marduks und Nebos", in diesem Lande der Herr sei.

Nach dem Übergang über den sperrenden Grenzfelsen hat die Straße 100 Kilometer lang einen bequemen Küstenstrich zur Verfügung. Wer dort reitet, hat vor allem häufig rechts den Blick auf das Mittelmeer. Man bewundert mit Entzücken seine dunkelblaue

---

[1] Breasted, a. a. O., S. 127.

[2] Sie gleicht wohl der Stele desselben Königs in Sendschirli (s. Meißner, Grundzüge der babyl. assyr. Plastik, S. 137), auf welcher Assarhaddon die Könige von Ägypten und Tyrus an Seilen hält.

[3] Das Vorgebirge am nahr el-kelb, S. 8.

[4] Weißbach, Die Inschriften Nebukadnezars II. im wādi brīsā und am nahr el-kelb S. 35 ff., und Unger und Weißbach, Ein Fragment der neubabylon. Inschrift Nebukadnezars vom nahr el-kelb, Zeitschrift für Assyriologie 1914, S. 181 ff.

Farbe, die am Ufer in Smaragdgrün übergeht, und wenn der Weg einmal unmittelbar an den Strand herantritt, folgt man mit dem Auge den Wogenkämmen, die unaufhörlich gegen das Land ziehen und deren Brechen das Meerwasser von Zeit zu Zeit am Ufer hinauftreibt, daß es die Hufe des Pferdes umspült. Das Meer bot dasselbe Schauspiel vor drei Jahrtausenden. Wenn aber damals die Krieger vom Norden hier entlangzogen, werden sie weniger an die Farbe und den Glanz der Wellen als an die göttliche Macht gedacht haben, die hinter der Gewalt des Meeres steht. Diese suchten sie wohl für sich zu gewinnen, wenn sie ihre Waffen in sein Wasser tauchten, wie es ein assyrischer König berichtet. Wichtiger als das Meer war ihnen das Land, zu dessen Gebirge sie links emporschauten. Der höchste kahle Kamm des Libanon ist meist durch seine Vorhöhen verdeckt. Auf ihnen breitet sich überall ein wohlbebautes und gut bewohntes Land aus, in dem es an Lebensmitteln nicht fehlt, während Quellen und vom Gebirge kommende Bäche reichliches Wasser spenden. Da vom Meere her damals keine Gefahren drohten, konnte die Straße als für einen Heereszug wohl geeignet gelten. Ihre Umgebung war so übersichtlich und das Hochgebirge so weit abgelegen, daß man ohne Furcht vor plötzlichen Überraschungen auf ihr dahinziehen konnte. Nur das Vorgebirge von Zarpat, wo das Hügelland mit der alten Stadt, in der Elia einmal weilte (1. K. 17, 9ff.), näher an den Strand herantritt, bildet eine Ausnahme.

Ernste Hemmnisse des Marsches konnten von den an der Küste angesiedelten Städten kommen. Unter diesen ist jetzt das in der Nähe des Hundsflusses gelegene bērūt, einst Beeroth, die weitaus größte. Im Altertum war es die unbedeutendste. Es hatte immer den Vorzug einer leidlich geschützten Bucht und eines Paßweges nach Cölesyrien über eine Einsenkung des Libanon. Aber ihm fehlte die feste Lage. Es hat deshalb seinen südlicheren Schwestern Sidon und Tyrus den Rang in jener Zeit niemals streitig machen können. Die Entstehung dieser altberühmten Seestädte beruht darauf, daß, wie man noch immer an vielen Stellen sehen kann, die Küste einmal weiter ins Meer hinauslief. Die Brandung hat im Lauf der Jahrtausende ihren äußersten Strand zerstört und nur Reste als Klippen übriggelassen, die, schwarz und angefressen, in den verschiedensten Größen, vereinzelt oder in Reihen, zuweilen in langen Bändern, nur wenig über die Wasserfläche ragen. Nur an zwei Stellen der Küste waren diese Klippen so umfangreich, daß eine nach den Begriffen jener Zeit ansehnliche Ortschaft auf ihnen Raum fand. Die eine war wohl der

dem Hafen des jetzigen ṣēda = Sidon als Halbinsel vorgelagerte jetzt kahle Felsstreifen, die andere die erst später zur Halbinsel gewordene Insel von ṣūr = Tyrus. Beide Stellen genossen auch den Vorzug, daß die Riffe ihrer Umgebung natürliche Häfen abgrenzten, von denen der bei Sidon wohl der am besten beschützte war. Freilich wären beide Ortslagen etwas anderes als Fischerdörfer nicht gewesen, wenn sie nicht den großen Handelsweg an der Küste sich zur Seite gehabt hätten und eine, wenngleich nicht bequeme, so doch brauchbare Verbindung nach dem Ostlande, das heißt zunächst nach Damaskus, über die große Einsattelung zwischen dem Libanon und dem galiläischen Gebirge[1]. So entstanden hier bedeutende Handelsstädte, deren Macht einem vorüberziehenden Heere ernste Bedenken bereiten mußte, zumal ein Landheer sie nicht regelrecht belagern konnte. Assarhaddon beraubte Sidon seines alten Vorzuges, als er die Inselstadt zerstörte und ihr auf dem Festlande wohl an der Stelle der jetzigen Stadt einen neuen Platz gab. Hier sollte sie fortab ihm als Bollwerk zur Beherrschung der Küstenstraße dienen. Dieses von anmutigen Gärten umrahmte „Großsidon" (Jos. 19, 28) hat dann das alte „Kleinsidon" des Küstenlandes, vielleicht jetzt ḥārat ṣēda auf der landeinwärts zunächst liegenden Berghöhe, bald jeder Bedeutung beraubt.

Tyrus wurde erst von Alexander bezwungen, der durch einen Damm seine Insel mit dem Festlande verband. Aber es blieb doch vor allem Seestadt, denn die eigentliche große Straße strich in der Entfernung eines Kilometers vorüber und berührte nicht Tyrus, sondern das weiter südlich, wohl am Hügel von er-ruschēdije[2] nahe einer starken Quelle, gelegene sogenannte Alttyrus, einst Hōsā (Jos. 19, 29), das den Ägyptern und Assyrern wohlbekannt war. Kein Denkmal der Fremdherrschaft ist hier an der Küste erkennbar erhalten. Aber etwa 13 km landeinwärts in südöstlicher Richtung befindet sich im wādi ʿaschūr eine Nische mit einer ägyptischen Skulptur, und nicht weit davon in einem anderen Tale sah man früher ein Felsenbild, das nach der Beschreibung eines Arabers doch wohl einen assyrischen König dargestellt hat[3]. „Hut", langes Haar und der Becher in der rechten Hand passen zum Bilde Assarhaddons in Sendschirli[4]. Daß die Figur nackt gewesen sein soll, müßte dann freilich ein Irrtum sein.

---

[1] Ezech. 27, 14 ff. zeigt die Wichtigkeit der Landverbindungen von Tyrus nach Norden, Süden und Osten.

[2] S. PJB 1910, S. 13.

[3] PJB 1910, S. 15.

[4] Meißner, Grundzüge der babylon. assyr. Plastik, S. 137.

Wenn das nahe jānūḥ das von den Ägyptern öfters erwähnte Jenuamu ist[1], war dies eine Gegend, welche ihren Heeren nicht fremd war.

Zum zweiten Mal entsteht der Küstenstraße ein Hindernis, indem südlich von Tyrus das galiläische Gebirge rasch hintereinander zweimal an das Meer herantritt, so daß steile Abstürze in weißem Senonkalk bis zu etwa 100 Meter Höhe vorkommen. Hier hat das hohe Altertum schon eine Kunststraße geschaffen, die noch heute, nicht nennenswert verbessert, im Gebrauch ist. Das ist die zweimal auf- und absteigende „Tyrische Leiter", die wahrscheinlich so hieß, weil ursprünglich gelegentliche Stufen das Ausgleiten der Pferde auf dem Felsen verhindern sollten. Nirgends ist die Steigung so stark, daß deshalb Stufen nötig gewesen wären. Keine Inschriften sind bisher hier entdeckt worden. Sie würden sich auch in dem weichen Felsen schlecht erhalten haben. Aber der Stadt, welche einst zwischen beiden Teilen der Treppe lag, deren eigentlicher Name Hammon gewesen sein wird (Jos. 19, 28)[2], fehlte es nicht an einem Heiligtum für den Gott des Ortes, den durch eine Inschrift bezeugten und vielleicht im nahen wādi ḥāmūl als auf einem Löwen schreitend abgebildeten El Hammon. Jetzt erinnern daran nur zwei Säulen aus römischer Zeit; aber einst stand wohl hier der Amontempel, den Ramses III. im Lande Dahi baute, wo die Bewohner des Binnenlandes dem ägyptischen Könige ihre Gaben darbrachten[3]. Sonderbare, halbrohe Blöcke nahe der Straße trugen einst Stelen, die Widmungen an diese Gottheit von Vorüberziehenden sein konnten[4].

Wenn ein fremdes Heer jenseits der Tyrischen Leiter bei dem hafenlosen alten Achsib (Jos. 19, 29), heute ez-zīb, in der hier beginnenden ziemlich weiten Küstenebene lagerte, wird es sich bewußt gewesen sein, daß es den Schlüssel zu dem südlich vom galiläischen Gebirge beginnenden eigentlichen palästinischen Lande in seiner Hand habe. Nur das wegen seines Hafens als Seestadt bedeutende Akko, jetzt ʿakka, am nördlichen Ende der Bucht, welche der Rest eines größeren Meerbusens ist, war noch zu nehmen. Dann war der große Querweg Palästinas durch die Jesreelebene, ebenso wie der weitere Weg nach Süden offen.

---

[1] Müller, Asien u. Europa nach den altägyptischen Denkmälern, S. 200 ff. 394.

[2] Die Juden nannten sie, um den Götzennamen nicht auszusprechen, „Tyrische Leiter", PJB 1909, S. 17.

[3] S. Müller, Asien und Europa, S. 181, 271; Breasted, Ancient Records IV, S. 123.

[4] PJB 1909, S. 17; 1910, S. 13.

Wir verstehen nun den selbstbewußten Bericht König Sanheribs über seinen Zug bis zu dieser Stelle[1]: „Die Furcht vor dem Glanz meiner Herrschaft überwältigte Luli, König von Sidon, daß er auf das Meer flüchtete und starb. Großsidon, Kleinsidon, Bit zitte (vielleicht zēta südöstlich von Sidon), Sariptu, Machalliba (wohl das biblische Mechalleb Jos. 19, 19 ber. Text), Uschu (Alt-Tyrus, s. o.), Akzib (ez-zīb) und Akko, seine festen Städte, verteidigt mit Mauern, mit Lebensmitteln und Wasser versehen, seine Garnisonstädte, die Macht der Waffen Assurs, meines Herrn, überwältigte sie, und sie neigten sich zu meinen Füßen." — Tyrus bleibt unerwähnt, Sanherib hat an ihm vorüberziehen müssen. Aber bis nach dem Lande Moabs jenseits des Toten Meeres ging sein Schrecken voraus, so daß die Völker sich beeilten, mit Geschenken ihre unterwürfige Gesinnung kundzutun. Nur König Hiskia in Jerusalem mit seinen Bundesgenossen im Philisterlande blieb fest in Hoffnung auf die Hilfe Ägyptens und die Macht seines Gottes.

## IV. Die Küstenstraße vom Karmel bis zur Grenze Ägyptens.

Dem weiteren Zuge an der Küste setzt das ins Meer vorspringende Karmelgebirge nur scheinbar eine neue Grenze. Denn es kann durch die Straße von Akko über ḳēmūn nach ʿejūn el-asāwir[2] auf der Ostseite umgangen werden, und am Meere umzieht ein ebener Strand seinen Vorsprung. Am inneren Rande der Dünen, die sich vor einem schmalen Felsrücken aufgestaut haben, gelangt die Straße an Magdiel, jetzt ʿatlīt mit Kreuzfahrerburg, und an Dor, jetzt eṭ-ṭanṭūra, vorüber, an die Mündung des Schichor Libnat (Jos. 19, 26), jetzt nahr ez-zerḳa, der gewiß wegen seiner Krokodile den hebräischen Namen des Nil erhalten hatte, und tritt hier bei dem südlichsten Vorsprung des Karmels, der im chuschm[3] als Felsennase noch einmal aufragt, in die etwa 15 km breite Saronsebene ein. In der Ebene verzweigt sich die Straße. Ein Heerführer hatte zu bestimmen, ob die Armee zunächst auf dem Strande selbst, dann südlich vom wādi el-ḥauārit auf den Dünen entlangziehen sollte. Erst kurz vor Japho stieg man dann wieder auf den Strand hinab. Im Mittelalter haben die Kreuzfahrer einmal, als Saladin die Küstenebene innehatte, Gründe gehabt, den Küstenweg zu wählen, und gelangten wirklich ans Ziel. Die Soldaten Saladins wunderten sich, wie trotz ihrer Pfeile der christliche Heereszug geordnet und unverwirrt daherzog. Aber sicher hat man in der Regel diesen

---

[1] So nach R. W. Rogers in Wellhausens Festschrift, S. 319 f.
[2] PJB 1914, S. 34. 37. 76 f.
[3] S. PJB 1911, S. 127. 129 f.

Weg, der keine Beherrschung der Ebene bedeutet, aber doch zur Römerstraße wurde, lieber gemieden. Ich bin ihn einmal geritten, aber auch jetzt ist dieser geradeste Weg an der Küste nicht der gewöhnliche.

Auf dieser ganzen Strecke fehlen der Küste nennenswerte vorgelagerte Reste des alten Strandes. Nur bei dem späteren Caesarea fand sich ein in das Meer hinauslaufender Vorsprung, der für die Herstellung eines künstlichen Hafens benutzt werden konnte, wenn man einen zweiten künstlichen Vorsprung als Parallele schuf. Migdol Aschtart, Astarte-Turm, woraus die Juden „Stratonsturm" machten, war wohl der alte Name der Ortschaft, bei der Ramses III. einmal eine Seeschlacht lieferte[1]. Herodes wollte wohl, als er an diesem Punkte sein Caesarea baute, dem an dieser Stelle von Damaskus zur Küstenstraße mündenden Binnenhandel ein zweites Alexandrien geben. Aber Rom hat daraus sehr bald einen festen Stützpunkt seiner Macht an der Küstenstraße gewonnen. Als hier die Hauptstadt des römischen Palästina war, erhielt der Punkt hervorragende militärische Bedeutung. Heereszüge begannen und endeten bei diesem Hafen.

Wer von Norden kommend in Caesarea nichts zu tun hatte, vermied die Dünen und wandte sich schon am Südende des Karmel südöstlich nach der eigentlichen alten Heerstraße nahe dem Fuße des Gebirgslandes, etwa 13 km abseits vom Strande. Auf diese Weise umging man nicht nur im Norden die Sumpfgegend, die sich an die Dünen anschließt, sondern im Süden auch das ihnen zunächst liegende und bewaldete Hügelland. Außerdem mündete hier der Engpaß von ʿāra[2] mit seinem Übergang nach der Ebene von Jesreel, und weiter südlich das weite Tal von esch-schuwēke, einst Socho[3], welches den Zugang zu den alten Städten Samaria und Sichem vermittelte.

Ein Hemmnis des Weges war im Süden der Saronsebene der zwar nicht breite, aber meist tief eingeschnittene und schwer überschreitbare ʿödscha-Fluß, biblisch wohl „Wasser von Jarkon". Zwischen seiner Quelle und dem Berglande liegt eine Enge von nur 4 km, am Berglande bewacht von dem festen medschdel jāba, dem alten Migdol Aphek[4], bei der Quelle besetzt durch das von Herodes gebaute

[1] Müller, Asien und Europa, S. 178, Breasted, a. a. O. IV, S. 46. 34. Bei den Aegyptern nur Migdol genannt, was freilich auch Magdiel sein könnte.

[2] PJB 1914, S. 34 f.

[3] Ebenda S. 34.

[4] PJB 1912, S. 21 f. Die Ägypter erwähnen ein Aphek neben einem Migdol in dieser Gegend (vgl. Müller, Asien und Europa, S. 160); aber es gibt ein zweites medschdel weiter nördlich, s. PJB 1914, S. 33.

Antipatris. Der Hauptzweig der Heerstraße behielt seine südliche Richtung über Antipatris hinaus bis Lydda und wandte sich erst dort nach Südwesten, um der Küste wieder näher zu kommen. Ein Nebenzweig, der vor Antipatris bei kilkilie abzweigte, vollzog schon da diese Schwenkung, um die Hafenstadt Japho zu erreichen, wo eine Klippenreihe einen Naturhafen bildete und ein Hügel über ihm eine gute Ortslage darbot. Von dort mußte man allerdings wieder nach Osten umbiegen, um innerhalb des südlich von Jaffa sehr breiten Dünenstreifens zu bleiben. Bei dem alten Jabne vereinigen sich beide Wege, und nun geht die Straße am inneren Dünenrande völlig eben dahin durch das Philisterland bis zur Südgrenze Palästinas. Hier konnten freilich die Bewohner der breiten fruchtbaren Ebene einem fremden Heereszuge neue Hindernisse bereiten. An der Straße lag innerhalb der Dünen Asdod, dann folgte abseits am Strande von den Dünen umfaßt die starke Küstenfeste Askalon, endlich nahe der Wüste, wieder vom Meere geschieden, das noch heut infolge seiner Lage an der Karawanenstraße und als Beduinenmarkt bedeutende Gaza. An diesen Städten konnte ein Heer nicht ohne weiteres vorüberziehen. Auch wenn die mächtigsten unter ihnen wie Asdod, Askalon und Gaza sich freiwillig unterwarfen, konnte die Gruppe der nördlicher gelegenen Städte es für möglich halten, Widerstand zu leisten, besonders wenn sie Hilfe von Ägypten her erhofften. So hatte Sanherib erst Joppa mit seinen Nachbarn Bethdagon, Benebarka und Azuru (jāzūr) mit Gewalt zu nehmen, dann die Ägypter bei Altaka[1] zu schlagen, ehe dies selbst, sowie Jamna[2] und Ekron gezüchtigt werden konnte und der Weg nach Süden geöffnet[3].

An Gaza schloß sich der Marsch durch die Wüste[4]. Die ersten 30 km gab es noch Wasser. Die schöne Oase von dēr el-belaḥ mit

[1] Altaka (biblisch Elteke̅h) ist nach seiner Lage unbekannt. Ich würde es bei el-murār erwarten, da es an der Straße nach Ägypten liegen wird. Lautlich würde el-lakije entsprechen, das mir als alter Name des tell von ʿarāḳ el-manschīje genannt wurde, vgl. schamūʿ und eschwaʿ für die iftaʿal-Bildungen Eschtemōaʿ und Eschtāōl. Aber nach Jos. 19, 44 kann Elteke̅h nicht so weit südlich gelegen haben.

[2] Für Jamna ist Thimnath gelesen worden, was aber in der Schephela und zu weit ab liegt. Der naturfeste Straßenknotenpunkt Jabne (Jamnia) sollte in keinem Falle hier fehlen.

[3] Die im Berichte Sanheribs vorhergenannte Wegführung des Königs von Askalon ist vorausgenommen, s. Nagel, Der Zug des Sanherib gegen Jerusalem (1902), S. 36.

[4] Über diese Wüste im weitesten Umfang s. Schwöbel, Geograph. Zeitschrift 1915, S. 70 ff. 131 ff., Guthe, Deutsche Kolonialzeitung 1915, Nr. 5.

ihrem Palmenwalde lag am Wege. Aber von dem alten Raphia (jetzt refaḥ) ab, wo schon zur Zeit Christi wie jetzt die Grenze zwischen Syrien und Ägypten überschritten wurde[1], wird das Wasser selten, und der weitere Weg von 190 km bis zum Südende des menzale-Sees beim jetzigen suwēs-Kanal führt durch Sand, den zum großen Teil der Meereswind vom Strande her über das wellige Kalkland gefegt hat. Es regnet da im Winter, aber weder Quellen noch Bäche treten zutage. Der Bach Aegyptens, jetzt wādi el-ʿarīsch, der auch einmal die Grenze bildete (Jos. 15, 4), war schon zu Assarhaddons Zeit ein „Ort, wo kein Fluß ist"[2]. Nur seltene Zisternen und Brunnen können dem Durst von Menschen und Tieren dienen. Die Einmündung des arabischen Karawanenwegs in die Küstenstraße erklärt, daß doch noch eine Stadt, einst Rhinokolura, jetzt el-ʿarīsch, hier hat entstehen können.

Die Römer fanden es vorteilhaft, wahrscheinlich, um vor den Beduinen sicher zu sein und Verpflegung auf dem Seewege erhalten zu können, die schmale Nehrung zu benutzen, welche die lange Lagune des Sirbonischen Sees nach dem Meere zu abschließt. Titus zog hier von der damaligen östlichsten Nilmündung bei Pelusium in fünf gewaltigen Tagemärschen von 40 km nach Gaza[3]. Aber die alten Ägypter zogen auf der jetzigen Karawanenstraße quer durch die Wüste von ihrer Grenzfestung Selle oder Tharu — vielleicht dem Sur der Hebräer —, wohl bei el-ḳanṭara am Südende des menzale-Sees[4]. Sie hatten den Weg durch acht Kastelle und durch Wasserstationen gesichert[5]. Thutmosis III. marschierte hier von Tharu bis Gaza in zehn Tagen, was eine gute Versorgung der Straße mit allen Lebensbedürfnissen voraussetzt.

Auf dieser Küstenstraße vom Hundsflusse bei bērūt bis zum jetzigen suwēs-Kanal, über Felsenpässe und durch Ebenen, zwischen Weizenfeldern und im Wüstensand, hat vom 16. bis 12. Jahrhundert v. Chr. Ägypten seine Heere gegen die Hethiter und Amoriter mit Erfolg gesandt. Von 880 ab waren die kriegerischen Assyrer am östlichen Mittelmeere die mächtigeren. Seit 600 trat Babylonien an ihre Stelle, dann Persien, Alexander der Große, die Diadochen, bis dann

---

[1] Josephus Bell. Jud. IV 11, 5, für das 14. Jahrhundert s. R. Hartmann, ZDMG 1916, S. 15f.
[2] Winckler, KAT[3], S. 148.
[3] Josephus, ebenda, vgl. auch R. Hartmann, ZDMG 1910, S. 671 f.
[4] Alt, PJB 1914, S. 60 ff.
[5] S. Alt, ebenda S. 64 f, Müller, sien und Europa, S. 134.

mit Pompejus, Cyrenius und Titus die Römer ihre schwere Hand auf Palästina legten und die heiligen Geräte des Tempels von Jerusalem über Caesarea ihren Weg nach Rom antraten[1]. Die Küstenstraße wurde zur Römerstraße. Einer ihrer Meilensteine, der sechste südlich von Antipatris, bei der württembergischen Kolonie Wilhelma, die an dieser Straße angesiedelt ist, befindet sich im Museum unseres Instituts[2].

Als durch die äußeren und inneren Wirkungen aller dieser Heereszüge die Zeit erfüllt war, diente um den Anfang unserer Zeitrechnung die Straße nach Ägypten dem in Bethlehem geborenen Kindlein einer jüdischen Mutter zur Rettung vor den Nachstellungen seines Königs (Matth. 2, 14). Der Mann Jesus hat schwerlich die Straße an der Küste wieder berührt. Denn das kananäische Weib konnte er im Gebiete von Tyrus und Sidon (Matth. 15, 21) auch weitab vom Meere nördlich vom See von Tiberias treffen, und die Angabe des Markusevangeliums (7, 31), daß er damals aus dem tyrischen Gebiet durch Sidon nach dem Galiläischen Meer mitten durch die Dekapolis gezogen sei, muß um das eingeschaltete „durch Sidon" gekürzt werden, um geographisch begreiflich zu sein. Aber nur wenig Jahre später brachte der Kämmerer einer äthiopischen Königin auf der Küstenstraße, die er bei Gaza erreichte[3], die Kunde nach seiner Heimat, daß der in Jerusalem von den Römern gekreuzigte Jesus der Gottesknecht von Jesaja 53 sei, der zur Schlachtung geführt wird, aber dann auch bei den Heiden groß werden soll. Auf die Einladung des Hauptmanns Cornelius begab sich etwa zur gleichen Zeit Petrus von Joppe auf der Küstenstraße in zwei sechsstündigen Tagemärschen nach Caesarea, um dort die große Wahrheit zu verkünden, daß in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, ihm annehmbar ist für das Evangelium (Apg. 10, 35). Paulus hatte die Küstenstraße in verschiedenen Teilen schon mehrfach benutzt (Apg. 9, 30; 15, 3; 18, 22), als er auf seinem letzten Wege nach Jerusalem von Akko auf der Küstenstraße am Karmel vorüber nach Caesarea wanderte (Apg. 21, 8), und als er kurz darauf

---

[1] Josephus, Bell. Jud. VII 1, 3.

[2] S. PJB 1913, S. 126.

[3] Jetzt würde man zu Wagen von Jerusalem über er-ramle nach Gaza fahren, aber doch diesen Weg keine Straße nach Gaza nennen. Zur Zeit des Eusebius setzte man voraus, daß diese Straße bei bēt ṣūr von der Hebronstraße abgebogen sei, und zeigte dort den Taufort des Kämmerers. Später dachte man an einen Weg über bettīr und bēt dschibrīn und setzte die Philippusquelle in das Tal bei bettīr. Wahrscheinlicher wäre die Straße über el-chaḍr und bēt dschibrīn, wobei der wasserreiche Brunnen von ʿid el-mije sich für die Taufe eignen würde, s. PJB 1913, S. 34.

als Gefangener zu Pferde den langen Weg (55 km) von Antipatris nach Caesarea nach einem anstrengenden Nachtritt von Jerusalem (auch etwa 55 km) zurückzulegen hatte (Apg. 23, 31 f.). Im November 1913 ritt ich allein desselben Weges und hatte Zeit, dessen zu gedenken, wie die jetzt verödete Heerstraße von Jahrtausenden auf die Höhe ihrer Bedeutung gelangte, als mit dem unter gewaltiger Bedeckung in Gefangenschaft geführten Apostel Jesu Christi das Evangelium seinen Siegeszug anhob nach dem Mittelpunkt der ersten echt europäischen Weltmacht.

## V. Die heutige Bedeutung beider Heerstraßen.

Nach der großen Vergangenheit eine bedeutungsvolle Gegenwart. Die Karawanen- und Heerstraße am östlichen Rande Palästinas erhielt eine neue Bedeutung durch den Islam zuerst als Heerstraße für seinen Eroberungszug nach Palästina, dann als Teilstrecke des wichtigsten Weges für die jährliche Pilgerschaft nach Mekka für einen großen Teil der Türkei. Die türkische Regierung baute ihn deshalb, aber auch um das von England umworbene Südarabien besser in die Hand zu bekommen, 1903 bis 1905 unter der Leitung eines Deutschen, Meißner Pascha, als eine Eisenbahn, die in Damaskus ihren Anfang nahm. Als ich 1909 und 1910 nach Petra reiste, konnte ich sie benutzen, und hatte besonders 1910 Gelegenheit, ihre Bedeutung mit eigenen Augen zu sehen. Auf der Station, wo ich aufsteigen wollte — es war zīza —, hieß es, der nächste Zug sei von Pilgern vollständig besetzt, aber ich solle mich nur auf einen Wagen werfen und nicht wieder hinuntergehen. So geschah es. Ich sprang auf einen offenen Güterwagen, auf welchem die Pilger dicht gedrängt lagen, und hatte eine unvergeßliche kalte Nachtfahrt unter ihnen, während die Funken der nahen Lokomotive auf uns herniederregneten und unsere Kleider mit Brandflecken bedrohten. Auf dem Rückwege saß ich wohlgeborgen in einem Wagen dritter Klasse, der gefüllt war mit Soldaten, die von Südarabien zurückkamen. Stacheldrähte um das Stationsgebäude vervollständigten damals das kriegerische Bild der Bahn, das zwei Wochen später in einem Aufstand der Beduinen an Palästinas Grenze, die eine Botschaft an England sandten, in bitteren Ernst überging. Die Pilgerstraße war wieder zur Heerstraße geworden, die auch Kapitänleutnant von Mücke auf seiner berühmten Heimfahrt im Mai 1915 benutzte. Es wäre hochwichtig gewesen, wenn sie von ma'ān aus durch eine Zweigbahn von 55 km mit dem Roten Meer hätte in Verbindung gesetzt werden können. Die Türkei hätte dann einen selbständigen und

auch für den Handel wichtigen Weg nach dem Indischen Ozean gehabt. Nach Vollendung der Bahn bis ma'ān wurden auch sofort Schritte zu ihrer Weiterführung nach el-'akabe getan. Aber England, das die innere Entwicklung der Türkei stets gehemmt hat, wenn sie ihm unvorteilhaft schien, sandte einen Spion dahin, aus dessen Reisekorb ich 1910 gegessen habe, und hinderte das Unternehmen gewaltsam durch Drohung mit seiner Flotte. In derselben Zeit hat England auch Schritte getan, um die Wüste zwischen Ägypten und Palästina in seine Hand zu bekommen. Es erzwang eine Grenzlinie, welche ihm beide Heeresstraßen der Wüste und ihr einziges Quellgebiet bei dem alten Kades zu eigen gab. Da hat es dann begonnen sich festzusetzen. Ja, sogar der der Türkei gebliebene kleine Rest der Wüste wurde vom englischen Palästina-Verein im Jahre 1913 vermessen, aber die neue Karte der Wissenschaft und der Türkei bisher vorenthalten. So war auch von dieser Seite das englische Netz über der Türkei zusammengezogen. Der Krieg hat der Türkei endlich wieder die Arme frei gemacht. Es lag nahe, jetzt nicht nur die Zweigbahn von ma'ān zum Meerbusen von el-'akabe zu bauen, sondern auch eine Anschlußlinie von da nach suwēs. Dann wäre die alte östliche Heerstraße nach Ägypten im vollen Umfange wieder aufgelebt. Aber was und wieviel wirklich geschehen ist, ist uns unbekannt.

Die Küstenstraße hatte ihrerseits ihre ursprüngliche Bedeutung durch den Seeverkehr zum großen Teil verloren. Aber jedes Jahrhundert hat sie kriegerischen Zügen gedient. Zuletzt haben Napoleon I. und Mehemed Ali von ihr Gebrauch gemacht. — Neuerdings waren in ihrer Herrichtung kleine Fortschritte zu verzeichnen. Der alte Weg wurde zur Fahrstraße nicht nur für die Karren des Altertums, sondern für moderne Wagen. Von bērūt nach Tyrus, von der Tyrischen Leiter bis Gaza konnten Wagen verkehren, und, so unglaublich es scheint, selbst über die Tyrische Leiter waren Gefährte hinübergelangt. Auf diese Weise wurde wenigstens dem Personenverkehr zwischen den Küstenstädten Rechnung getragen. Eine hier entlang laufende Eisenbahn, welche Palästina mit Ägypten verknüpfte und auch den Güterverkehr in Gang brachte, hätte mit einem Schlage das mit keinem modernen Hafen versehene Palästina aufs neue in den Zusammenhang des Weltverkehrs gerückt und ihm die Blüte in neuen Formen zurückgebracht, die ihm einst die alte Weltstraße an seiner Küste vermittelte. Die Türkei war klug genug, einen Bahnbau durch englische Unternehmer im Jahre 1909 abzulehnen, aber England hat auch hier alle Versuche von türkischer Seite, dem eigenen Lande aufzuhelfen, zum Scheitern

gebracht. Nur eine Küstenlinie hätte es zugelassen, die es vom Meere aus beherrschen konnte und die darum jeder strategischen Bedeutung entbehrt hätte. Ein neuer Handelsweg zum britischen suwēs-Kanal wäre willkommen gewesen, eine Heerstraße niemals.

Die türkische Regierung hat auch dann den Plan, wenigstens ganz Palästina in das Netz ihrer Eisenbahnwege einzubeziehen, nicht aufgegeben. Seit 1908 war die Ostlinie von der'a, dem alten Edreï, aus durch eine am See von Tiberias vorüberführende Linie, welche bei haifa mündete, mit der Küste verbunden worden. Man plante eine Anschlußlinie durch die Mitte Palästinas nach Jerusalem, Hebron und Beersaba und begann 1912 mit dem Bau, der beim Anfang des Krieges erst bis zur Gegend des alten Samarien fortgeschritten war[1]. Diesmal war es wohl hauptsächlich Frankreich, das hemmend in den Weg trat, weil es die Hauptbahn Palästinas in seiner Hand haben und eine eigene Verbindung von der französischen Linie bērūt-Damaskus nach Jaffa herstellen wollte. So kam Palästina auch um diese Förderung seines Fortschritts. Erst die Freiheit und die bittere Notwendigkeit des Krieges brachte neues Leben. Wegen der größeren Schwierigkeit des Geländes wurde aber die Fortführung der begonnenen Bahn über Jerusalem aufgegeben und durch einen Anschluß ersetzt, der in die Küstenebene hinabgeht und dort südwärts ziehend sich schließlich Beersaba zuwendet. Bis dorthin ist sie seit vergangenen Herbst im öffentlichen Betriebe. Man kann vermuten, daß sie in mindestens demselben Abstand in der Richtung des suwēs-Kanals weitergeführt werden soll auf der Linie, die einst der Erzvater Jakob mit seiner Familie nach Ägypten zog (1. Mos. 46, 1 ff.). Gelingt die Arbeit, so wäre die alte Heerstraße, und zwar nicht ohne deutsche Mitwirkung, in neuer Form auch hier wieder erstanden. Der Lauf dieser neuesten Heerstraße ist nicht so gerade, wie man ihn wünschen würde. Aber ein verheißungsvoller Anfang ist gemacht. Als ich diesen Vortrag im Januar 1916 in Berlin hielt, drückten mir vierzehn Feldgraue die Hand, die zum großen Teil an den Heerstraßen der Türkei tätig gewesen waren. Darunter waren zwei palästinische Württemberger, die vor einem Jahre den Vorstoß durch die Wüste nach dem suwēs-Kanal mitgemacht hatten. Die Heerstraße der Jahrtausende würde zu neuer Weltbedeutung emporsteigen, wenn sie noch einmal einem Heereszuge diente zu entscheidendem Vordringen, nicht wie einst,

---

[1] S. Dieckmann, ZDPV 1914, S. 267 ff., mit Karte der Linie bis Jerusalem.

um Ägypten zu knechten oder zu berauben, sondern, um durch die würgende und erdrückende Gewalt einer die Weltherrschaft erstrebenden Fremdmacht der Freiheit aller eine Gasse zu brechen.

Aber wie die palästinische Heerstraße des Altertums höheren Zwecken dienstbar gemacht wurde, so muß es auch mit dem modernen Schienenwege gehen. Er hat in noch höherem Grade die Fähigkeit, ferne Völker zu verbinden und geistige Einflüsse von einem zum anderen zu tragen. Zunächst soll er der Türkei zu einer inneren Einheit verhelfen, die sie bisher nicht besaß. Konstantinopel und Jerusalem werden mehr als bisher aufeinander wirken, die Kaiserlich Osmanische Gewalt auf der einen Seite, die Heilige Stadt der Christen, Juden und Moslems auf der anderen. Wenn es hier gelingt, das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, ist das schwere Rätsel der inneren Politik der Türkei mit Hilfe der neuen Heerstraße gelöst. Da wir deutsche Niederlassungen und christliche Anstalten in Palästina haben, die seit vorletztem Jahre vollständig den türkischen Gesetzen und Gerichten unterstellt sind, können wir uns dabei nicht als unbeteiligte Zuschauer betrachten. Aber unsere Mitwirkung kommt noch ganz anders in Frage, wenn wir daran denken, daß der Schienenweg, der am suwēs-Kanal die Grenze Afrikas überschreiten will, sein entgegengesetztes Ende im Herzen unserer Heimat hat. Was für Einwirkungen werden auf dieser Heerstraße von Land zu Land, von Weltteil zu Weltteil gehen?

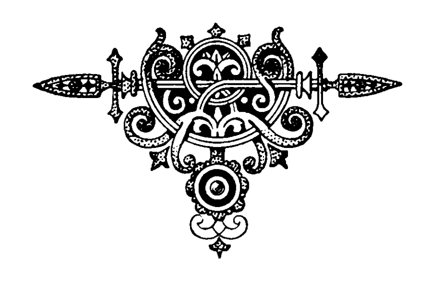
In unseren Zeitungen reden bekannte Fachmänner von dem wohltätigen Einfluß, der von dem bildungsfähigen Islam unserer Kultur und Religion zufließen werde. Wer im Orient wohnt, hat darüber andere Gedanken. Wir Christen verachten weder den Islam noch seine ernsten Bekenner und freuen uns, wenn wir da echtem religiösen Fühlen und Denken sowie enthaltsamem Lebensgenuß begegnen. Es ist auch gar nicht lächerlich, wenn in moslemischen Andachtsübungen lange Reihen der Beter ihren Oberkörper und Kopf im Takte bewegen und dabei „Gott ist lebendig“, „Gott ist beständig“, „Gott ist er“ endlos rufen. Aber die Moslems werden uns höchstens insofern Förderung bieten können, als sie uns an einige Grundelemente der Religion erinnern, welche bei manchen in Vergessenheit zu geraten drohen. Ihr Glaube an sīdna ʿīsa, worin sie den ihnen völlig unbekannten Jesus in die Reihe ihrer Propheten einbeziehen, hat mit dem Christentum nichts zu tun. Verflachung, aber nicht Vertiefung könnte uns daher kommen.

Wichtiger ist die Frage, welche Einflüsse von uns auf der neuen Heerstraße nach dem Osten gelangen werden. Wird die europäische

Kultur, die dort längst ihren Einzug gehalten hat und ohne welche keine Erhebung des vernachlässigten Landes denkbar ist, aufbauen helfen oder erdrücken? erziehen oder verbilden? vertiefen oder oberflächlich machen?

Wer das — ach so schwache — Volk zwischen Dan und Beersaba liebt, kann es nur mit Zittern einbeschlossen sehen in das Fluten des Weltverkehrs, dem der Schaum und der Abschaum nicht fehlen kann. Nicht Oberflächenkultur, sondern die Innenkultur, welche ein Kleinod der Germanen ist, muß hier den Einzug halten, und zwar nicht ohne die Kraftquelle und die Schranken ihrer höchsten Blüte, der Religion. Sonst ist nicht neues Leben, sondern Fäulnis die notwendige Folge. Die religionslose Schule Frankreichs, welche Religion und Sittlichkeit durch Nationalismus ersetzt, ist hierfür ein abschreckendes Beispiel.

So ist es wohl erhebend, mitanzusehen, wie eine Heerstraße der alten Welt mit neuen Aufgaben wieder auflebt. Aber dies Erlebnis verpflichtet alle, welche an dieser Straße beteiligt sind, zur Einkehr und Umkehr. Nur unser Bestes wird den Palästinern nützen. Der Gedanke an die vermehrte Verantwortung könnte erdrückend sein. Ein Moslem würde sich und uns mit dem Bekenntnis trösten: allāh hu akbar, „Gott ist der größte!" Wir stärken lieber unsere Hoffnung mit dem Gedanken an das Wasser des Lebens, das nicht nur dereinst als ein neuer Paradiesesstrom vom Throne Gottes und des Lammes ausgehen wird (Offb. 22, 2), sondern schon jetzt der Welt sich anbietet „zur Gesundung der Völker".



# Karte der nördlichen Zugänge von JERUSALEM,

gezeichnet von G. Dalman.

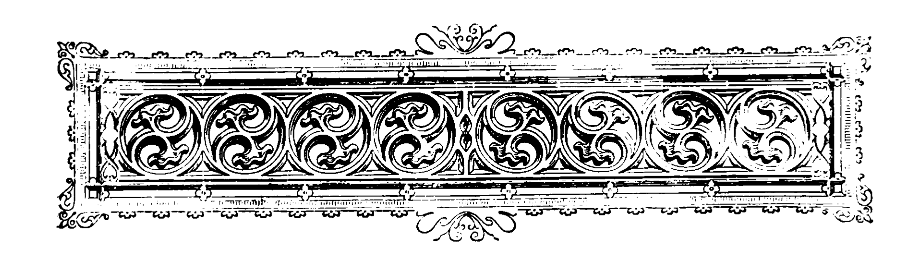
*Die Zahlen geben die Höhen in Metern an.*

——— *Wege* ═══ *Wasserscheidenstraße*
- - - - *Täler* ........ *Wasserscheide*
++++++ *Weg des Feindes nach Jerusalem*

Bemerkung: *Die Karte beruht auf der Exkursionskarte von Jerusalem u. Mittel-Judäa, herausgegeben von Becker u. Dalman, mit Berichtigung der Irrtümer der englischen Landesaufnahme u. der Karte v. Schick-Benzinger.*

867
Bethel (bētīn)
Fels Rimmon
762 (rammūn)
Ai
800 (et-tell)
wādi el-aṣaṣ
dēr dīwān
183
ch. ḥaijān
kufr nāta
893
Zemarajim?
(el-bīre)
860
900
784
Mizpa (tell en-naṣbe)
835
wādi el-ēn
nach Jericho
607
Michmas
(muchmās)
599
wādi eṣ-ṣwēnīt
Rama
793 (er-rām)
Geba
677 (dschebaʿ)
Gibeon
773 (ed-dschīb)
wādi bēt ḥanīna
Beth Asmaveth
616 (ḥezme)
wādi fāra
447
751
Gibea (tell el-fūl)
840
Alemeth (chirbet ʿalmīt)
634
Madmena?
(chiṣōmā)
Gallim?
(chirbet kakūl)
Anathoth
679 (ʿanāta)
Gebim?
(schaʿfāṭ)
800
wādi es-sidr
818
Nob?
(rās el-meschārif)
Laisa?
720 (el-ʿisāwīje)
820
818
412
wādi es-sikke
700
Ölberg
818
JERUSALEM
Kidron

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68/71.



# Palästinische Wege und die Bedrohung Jerusalems nach Jesaja 10.

Von Professor G. Dalman.

Die großen Heerstraßen in Palästina waren vor allem Durchgangswege für die Kriegszüge der Großmächte des Altertums zwischen Asien und Afrika. Mit ihnen haben ihre eigentümliche Bedeutung für die Geschichte Palästinas, und also auch für die heilige Geschichte, die eigenen Wege des Landes, die Verbindungen seiner Städte und festen Punkte mit jenen Heerstraßen, die zugleich Karawanenwege des Großhandels waren, und miteinander. Das Heer, das auf der Küstenstraße einherzog, konnte nicht umhin, auch das Küstenland in seine Hand zu fassen. Wer aber Palästina beherrschen wollte, durfte die Mühe nicht scheuen, seinen Gebirgsrücken zu ersteigen und Samarien sowie Jerusalem zu erobern. So erst griff er dem Volke, dessen Mittelpunkte diese Städte waren, ans Herz, so traten auch erst die Götter der Fremdmächte dem Gott Israels unmittelbar gegenüber.

Wenn ich mit den Mitgliedern unseres Instituts durch Palästina reite, sind sie stets erstaunt über die Kunstlosigkeit und Unbedeutendheit aller Wege, abgesehen von einigen erst neuerdings entstandenen Fahrstraßen. Es scheint ihnen schwer, in diesen schmalen und meist holperigen Pfaden bedeutsame Verkehrsmittel des Altertums, ja die Pulsadern der großen Geschichte dieses kleinen Landes zwischen zwei Weltteilen zu sehen, Straßen, auf denen nicht nur Propheten mit ihren Schülern ihre friedlichen Wanderungen im Dienste ihres Gottes unternahmen, sondern auch die Könige mit ihren Heeren angreifend und flüchtend, hoffend und verzweifelnd sich bewegten. Der moderne Beschauer fühlt sich zu der Meinung versucht, daß früher die Verkehrsmittel dieses Landes sehr viel vollkommener und großartiger waren als jetzt. Aber er vergißt dann, daß der Verkehr jener Zeit sich fast

durchweg an die von der Natur gebotenen Bedingnisse anschloß und daß nur sehr unbedeutende Versuche gemacht wurden, der Natur nachzuhelfen.

Man kann unter den alten Wegen Palästinas zwei Klassen unterscheiden, nämlich Saumpfade und Straßen. Die Saumpfade bestehen im Grunde nur in einer betretenen Wegspur, so breit, daß ein Saumtier oder allenfalls zwei Fußgänger da gehen können. Diese Pfade ziehen sich zuweilen recht steil bergauf und bergab und vermeiden nur solche Steigungen, welche ein beladenes Tier nicht ausführen könnte. Auf Reiter sind solche Wege eigentlich nicht berechnet. Aber wenn man gelegentlich absteigt, wird man stets sein Tier am Halfter oder Zügel mit sich ziehen können. Die im Berglande Palästinas häufigen Felsbänke werden von diesen Pfaden so viel als möglich umgangen. Steingeröll, das im Wege lag, ist beiseite geworfen. So unvollkommen die Pfade sind, tut man doch gut, sie nicht zu verlassen und pfadlos in geraderer Linie dem Ziele zuzustreben. Man findet in der Regel hinterher, daß der Pfad doch der kürzeste Weg war. Unerwartete Felsabstürze und Felsenrinnen hindern anderwärts das Fortkommen. Der alte Pfad hatte doch die von der Natur dargebotene, am besten brauchbare Linie gewählt. Jede Ortschaft ist mit allen ihren Nachbarinnen strahlenförmig durch solche Saumpfade verbunden. Eigentliche Straßen im altpalästinischen Sinne sind die Wege des großen Verkehrs von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, die dem Handel und kriegerischen Unternehmungen dienen. Auf ihnen sollen Karawanen und Heere ziehen können. Freilich sind Karawanen immer nur lang, aber nie breit. Denn selbst wenn sie aus hundert Tieren bestehen, geht in der Regel nur ein Tier hinter dem andern. Bei den aneinander gebundenen Kamelen steht das unabänderlich fest, bei den freigehenden Maultieren und Eseln ist es das Gewöhnliche. Aber solche Züge mit oft recht breiten Lasten müssen aneinander vorbeiziehen können. Außerdem sollten die begleitenden Menschen zu Esel oder zu Fuß daneben Platz haben. Die Straße muß also womöglich zwei beladenen Tieren hinreichenden Raum bieten und würde meist drei oder vier Fußgängern erlauben, nebeneinander zu schreiten, wenn auch an eine feste, überall genau durchgeführte Regel nicht gedacht werden kann. Das sind dann auch die Bedingnisse, unter denen Heereszüge sich bewegen konnten. Zwei Reiter, ein mit zwei Pferden bespannter Streitwagen, drei bis vier Fußsoldaten füllten den Raum der Straße. Die Römer, welche sechs Mann hoch marschierten, wie uns Josephus mitteilt[1], brauchten

[1] Bell. Jud. III 6, 2, V 2, 1.

Straßen, welche gegen 5 m breit waren, während für die ältere Zeit eine Straßenbreite von $2^1/_2$ bis 3 m genügte. Selbst die Römerstraßen, welche seit der Zeit Hadrians in Palästina angelegt wurden, schließen sich so viel als möglich an die vom Gelände gebotenen Vorteile an und haben wohl meist ältere Straßenzüge benutzt. Kehren werden zur Ersteigung steiler Höhen nur selten angewandt, durch lang am Abhang hingezogene allmähliche Aufstiege wird das Ziel erreicht. Aber natürlich bedurften auch die älteren Straßen im Berglande fast überall einer künstlichen Verbesserung. Diese bestand in der Regel nur in der Wegräumung der Hindernisse. Wie es Jesaja 40, 4 gesagt wird, machte man das Krumme gerade — die Straße sollte nicht in so kleinen Schlangenwindungen dahinlaufen wie der Saumpfad —, und die Höcker eben — innerhalb des Weges mußten Felsbänke und große Steine verschwinden. Daß man freilich Täler hoch und Berge niedrig gemacht habe, wie es ebenfalls bei Jesaja heißt, geht über das tatsächlich Geschehene hinaus, davon ist in Palästina nichts zu sehen. Hier muß der Sinn auf das Abtragen kleiner Hindernisse und die Auffüllung von Löchern beschränkt werden, wenn man die erhabene Sprache des Propheten in das Prokrustesbett der alltäglichen Wirklichkeit zwängen will.

Solche „Kunststraßen", die der Hebräer mesillā nannte oder einen Königsweg, so wie man heut von einem darb sulṭāni redet, sind, selbst wenn sie zu Saumpfaden herabgesunken oder ganz außer Gebrauch gekommen sind, stets erkennbar an den Steinwällen zu ihren Seiten. Was man aus dem Wege wegräumte, hat man öfters nur eben zur Seite geworfen, nicht selten aber auch zu beiden Seiten künstlich aufgehäuft. Dies geschah dann so, daß man die größten Blöcke in einer einfachen oder doppelten Reihe am Wege aufstellte und das kleinere Geröll dahinter oder dazwischen warf. Im letzteren Fall entstand zu beiden Seiten des Weges etwas wie eine Mauer, die man sich aber höchstens einen halben Meter hoch vorstellen darf. Man begegnet zuweilen der Vorstellung, als müßten solche Wegränder mit „orthostatischen Steinen" in vorgeschichtliche Zeiten gehören. Diese Ansicht beruht auf ungenügender Landeskenntnis. Man hat nach allem, was man in Palästina sieht, Jahrtausende hindurch große Straßen nicht anders hergestellt. Selbst die durch römische Meilensteine gekennzeichneten Römerstraßen sind im Berglande nicht wesentlich anders gebaut und haben sich wohl oft nur durch die Durchführung einer Normalbreite ausgezeichnet. Von dem mit Kalk gemauerten doppelten Unterbau und der ebenfalls doppelten Beschüttung, deren

Oberschicht aus Kies und Mörtel bestand, wie es Römerstraßen in Deutschland zeigen, habe ich bisher im eigentlichen Palästina nichts gesehen. Kurze Stücke mit grober Pflasterung, wo Löcher waren oder tiefgründiger Erdboden, gehauene niedrige Stufen oder Rillen auf Felsflächen sind das einzige, was sie sonst auszeichnet.

Man macht sich Gedanken darüber, wie weit wohl solche Wege zum Fahren zu brauchen waren. Aber die Kriegswagen der alten Zeit waren doch nur niedrige zweirädrige Karren, die auch deshalb nicht leicht umstürzen konnten, weil ihre Deichsel an dem über dem Hals der Pferde liegenden Joch befestigt war, und Seile vom oberen Wagenrande nach dem Joch liefen. Doch vermute ich, daß die Wagenkämpfer an bedenklichen Stellen vorzogen, abzusteigen. Vor einigen Jahren wollten mich Tscherkessen von ʿammān mit ihren antiken Karren auf einem antiken Wege nach dem Jordan fahren. Ich lehnte ab, weil ich voraussah, daß ich den halben Weg zu Fuß gehen würde.

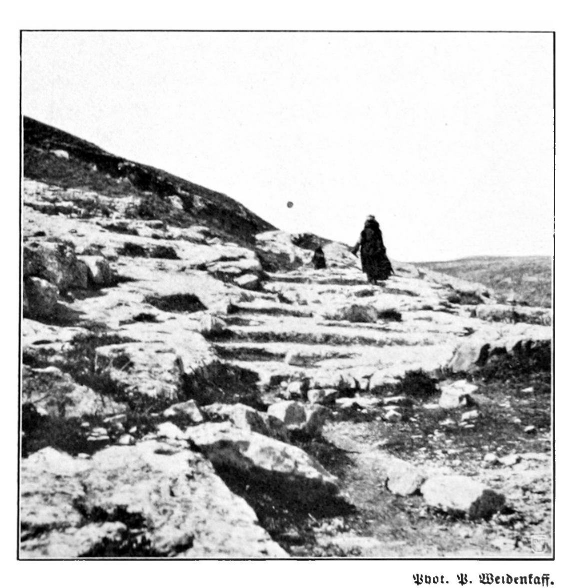
Ungangbar oder doch schwer benutzbar wurden und werden die alten Straßen oft dadurch, daß die Besitzer der anstoßenden Felder es bequem finden, die dort abgelesenen Steine auf die Straße zu werfen, die sie auf diese Weise in ein Geröllfeld verwandeln, auf welchem der Marsch ermüdend, das Reiten oft fast unmöglich ist. Dann muß der Straßenbau aufs neue beginnen. Aber auch Verschwemmung durch Erde, Herabrollen lose werdender Steine kann dazu Anlaß geben. Es liegt in der Art des Altertums und noch heute des Orients, daß man eine dauernde Instandhaltung einer Straße nicht für nötig hält, sondern nur von Zeit zu Zeit bei besonderem Anlaß oder ganz schlimmer Verderbnis des Weges sich dazu aufrafft. Es mag dabei wohl oft so zugegangen sein wie bei der Reise unseres Kaisers durch Palästina, für die eine Straße auf den Ölberg von Jerusalem, auf den Tabor von Nazareth hergestellt wurde. Die dazu von der Regierung angestellten Unternehmer wurden in dem einen Fall niemals vollbezahlt, in bezug auf den andern erzählten die als Arbeiter tätigen Bauern, sie hätten gebeten, die Arbeit umsonst tun zu dürfen, weil man die Bescheinigungen über empfangenen Lohn nicht durch Zahlung, sondern durch Schläge von ihnen einziehen werde.

Neben der Rücksicht auf die Gangbarkeit der Straßen läßt sich auch eine uns fremde Beachtung ihrer Sicherheit beobachten. Zwar sind Talwege in Palästina auch sonst meist nicht empfehlenswert. Die meisten Täler sind eng und nicht die Sitze der Kultur, sondern sie durchschneidende Grenzen. Der Talgrund selbst ist oft das Rinnsal für den Ablauf der winterlichen Niederschläge, sehr selten für das



Phot. Bruno Hentschels Kunstverlag, Leipzig.

2. Römerstraße zwischen sindschil und chān el-lubban, Blick nordwärts, 1906.



Phot. P. Weidenkaff.

3. Römerstraße mit Stufen bei ʿarḳūb eṣ-ṣafa, 1914.

Bächlein einer Quelle. Da fehlt es nicht an felsigen Stellen und plötzlichen Abstürzen, die umgangen werden müßten. Auch wird der Weg lang, wenn man allen Windungen der Talsohle folgt. Vor allen Dingen ist aber ein Überfall da leicht auszuführen. Denn es gibt viel Gelegenheit zum Versteck, dem von oben kommenden Gegner gegenüber ist man stets im Nachteil, und die Flucht ist schwierig. Aus dem Gedanken an die Gefahren eines Talweges stammt in Ps. 23, 4 das Wort: „Selbst wenn ich im dunkeln Tal wandere, fürchte ich nichts Böses." Ganz anders fühlt man sich auf der Höhe, das heißt in Westpalästina nicht auf der Hochebene, denn der Wasserablauf hat die ursprünglich ebene Kalkscholle vollständig in Täler und Hügel aufgelöst, — sondern auf der Wasserscheide zwischen zwei Senkungen. Der Weg kann, wenn diese breit und in allmählicher Senkung dahinläuft, auf ihrer vollen Höhe dahingehen. Besteht sie aus einer Reihe von Hügeln, wird er auf der einen Seite entlang laufen und dem Kamm so nahe bleiben, als es eben möglich ist. An solche beherrschende Höhenwege ist gedacht, wenn 5. M. 33, 29 Israel verheißen wird: „Du wirst auf ihren (der Feinde) Höhen einhertreten." (Vgl. Hab. 3, 19, Jes. 58, 14.) Selbstverständlich ist es oft unumgänglich, daß ein Tal gekreuzt werde. Dann muß dafür eine Stelle gewählt werden, wo das Tal sich muldenförmig erweitert oder ein Seitental mündet und jedenfalls der Talgrund einen leichten Übergang erlaubt. Ein solcher Talübergang ist oft ein schwieriges Unternehmen, das unter den Augen des Feindes kaum möglich ist. Wenn zwei Parteien einander gegenüberliegen, können beide lang darauf lauern, welche es zuerst wagen wird, durch das Tal zu stürmen und dem auf der Höhe wartenden Feind von unten die Spitze zu bieten.

Als ein Beispiel für einen unter den natürlichen Bedingnissen dieser Wege über Berge und Täler ausgeführten Kriegszug wählen wir die einzige genauere Schilderung eines solchen in der Bibel, welche sich Jesaja 10, 28—32 findet. Nach dem Zusammenhang muß die Schilderung verstanden werden als eine Ausführung dessen, was unmittelbar vorher von Assur gesagt wurde. Hat es seinen Stab gegen Zion erhoben, so wird Gott seinen Stab gegen es wenden zur Befreiung Jerusalems. Nichts erinnert daran, daß Assur dabei nur als Symbol einer letzten Erhebung der feindlichen Heidenwelt, eventuell der Syrer, gedacht ist, wie Georg Beer es empfiehlt[1]. Aber schwerlich will betont sein, daß der Zug Assurs genau unter diesen

[1] Wellhausen-Festschrift, Studien zur semit. Philologie und Religionsgeschichte (1914), S. 28.

besonderen Umständen vor sich gehen werde, sondern nur, daß selbst, wenn so schlimme Bedrohung Jerusalems eintritt, kein Grund ist, daran zu zweifeln, daß Zions Gott dem Gegner gewachsen sein werde. Duhm hat die Schilderung ein inhaltsleeres Lied genannt, das für Jesaja zu spielerisch sei, Marti redet von Wortgeklingel und zu starker Betonung von Jerusalem. Diese Urteile wird man nicht ganz unterschreiben können. Aber es ist allerdings wahrscheinlich, daß die Schilderung einem anderen Zusammenhang, etwa einem volkstümlichen Liede, entnommen wurde und von irgend jemand hier eingefügt. Ob sie ursprünglich einem Syrerzuge zur Zeit des Ahas galt oder einem feindlichen Zuge der Ephraimiten, ist für unsern Zweck gleichgültig. Sie beruht offenbar auf genauer Kenntnis der Gegend von Jerusalem und muß also einen bestimmten Plan für den gegen die Stadt gerichteten Angriff voraussetzen. Das lockt einen Jerusalemer, ihr nachzudenken. Sie wird aber auch anderen einen Einblick gewähren in die Zugänge und Angriffsmöglichkeiten für Jerusalem von der Nordseite und hat deshalb allgemeinere Bedeutung.

Jerusalem liegt auf einem die Wasserscheide des palästinischen Landrückens westlich überschreitenden Gebiet, das hydrographisch dem Toten Meere angehört, aber für das Auge durch die Ölbergkette vom östlichen Abfall des Berglandes getrennt ist. Sein natürlicher Zugang von Norden her ist die Wasserscheide, welche von Bethel her die nordsüdliche Richtung innehält, aber bei der Skopushöhe, nur $2^1/_2$ km nördlich vom alten Jerusalem, nach Südwesten ausbiegt. Wer von dieser Seite sich der Stadt nähert, hat deshalb kein Tal zu kreuzen, bis er vom Skopus, den flachen Oberlauf des Kidron durchschreitend, nach Jerusalem hinabsteigt. Freilich hat ein gangbarer Weg nicht auf die wechselnde Höhe der Wasserscheide selbst gelegt werden können. Von Bethel her benutzt die Straße zuerst den Kopf eines zum Jordan hinabführenden Talsystems. Sie ersteigt sodann den Paß von el-bīre, vielleicht dem alten Zemarajim, mit einer Höhe von 850 m, wo sie in den Horizont von Jerusalem gelangt, und tritt darauf in den Oberlauf eines zum Mittelmeer entwässerten Tales, das ein gutes Stück der Wasserscheide parallel läuft. Dies Tal bildet unterhalb der Ortslage von en-naṣbe, die wohl Mizpa war, die leicht sperrbare Enge des wādi dschiljān[1], wird aber dann weit und muldenförmig, so daß der Weg ohne Schwierigkeit in ihm entlangzieht, bis er endlich, nachdem das Tal nach Westen abgebogen ist, allmählich zum Skopus hinansteigt. Hier gewährt er einen leiblichen Überblick über das westliche Gelände,

[1] S. PJB 1910, Abb. 8.

während der östliche Abfall des Landes, durch die flachen Hügel der Wasserscheide verdeckt, im ganzen Verlaufe der Straße nicht übersehen werden kann. Wenn man die Vorsicht gebrauchte, durch Seitenpatrouillen von der Wasserscheide aus das Land zu überwachen, war die Straße für einen Heereszug wohl geeignet. Meilensteine, die aber neuerdings bis auf einen (bei scha'fāṭ[1]) verschwunden sind, bezeichneten die Straße als Römerstraße, und noch vor 15 Jahren war sie über ihre antike Herstellung nicht hinausgekommen. Steinwälle zu beiden Seiten und Pflasterreste an einigen Stellen waren die Spuren ihres ehemaligen Baus. Aber Feldsteine waren in solcher Menge darauf geworfen, daß man meist besser tat, daneben zu reiten oder zu gehen. — So stand es auf der Hauptverkehrslinie von Palästina noch in den Jahren 1899 und 1900, als ich sie zum ersten Mal benutzte, immerhin eine überraschende Tatsache. Aber es hatte den Vorteil, daß man sich leicht vorstellen konnte, die Straße werde zur Zeit Jesajas vor zweitausendsechshundert Jahren, aber auch als der zwölfjährige Jesus hier zum Passahfest pilgerte, nicht wesentlich anders ausgesehen haben.

Diese Straße hätte einem von Norden kommenden Feinde für den Angriff von Jerusalem zur Verfügung gestanden. Es machte dafür nichts aus, ob er von Samarien auf der Mittellinie des Landes heranzog, oder ob er die Straße des Küstenlandes bis zur Gegend des alten Migdal Aphek, nahe dem späteren Antipatris, benutzte und dann, wie später Vespasian, auf der Wasserscheidenstraße von Thimnath Serach über Gophna nach der Höhe von Bethel hinaufkam. Nach der Schilderung des Propheten sollte aber der Feind, wie nachher sich zeigen wird, die gewöhnliche Straße von Bethel nach Jerusalem gerade nicht nehmen, sondern weiter östlich einen längeren und beschwerlicheren Weg ziehen. Die Gründe dafür werden nicht genannt und können nur vermutet werden. Die Strecke des gewöhnlichen Weges von Bethel nach Jerusalem beträgt noch nicht 18 km und läßt sich also in drei bis vier Stunden zurücklegen. Wenn die Feinde mit dem Morgengrauen um 5 Uhr aufbrachen, konnten sie um 9 Uhr vor den Toren Jerusalems stehen. Man sollte denken, daß eine ernste Bedrohung Jerusalems so am besten auszuführen war.

Es ist vorgeschlagen worden, schon den Ausgangspunkt des Zuges mehr im Osten zu suchen. Der Feind sei über die Orte Ophra = Ephraim das jetzige eṭ-ṭaijibe, und Fels Rimmon, jetzt rammūn, gekommen. Dann müßten sie schon hinter dem Paß von Gerab (PJB 1912, S. 26)

[1] Reste von anderen liegen vielleicht an dem bīr el-meschārif auf dem Skopus

oberhalb des chān el-lubban in der Gegend von sindschil von der Hauptstraße abgewichen sein, auf dem Wege, der von turmus ʿaija über el-mezraʿa und den Paß der Hügelkette des Baal Hazor nach Ophra und Fels Rimmon führt. Ich bin diesen Weg mehrfach geritten, zu Landesstudien ist er sehr empfehlenswert, aber für einen Heereszug nur zeitraubend und beschwerlich. Außerdem bliebe unverständlich, warum nicht der sehr brauchbare direkte Weg von rammūn nach Michmas genommen wurde, sondern der Umweg über Ai mit dem überaus schwierigen Aufstieg unterhalb dēr dīwān. Welche Veranlassung die Feinde für die Wahl dieses bösen und gefährlichen Weges gehabt hätten, wäre nicht ausfindig zu machen. Außerdem hätten sie selbst dann besser getan, sich von Ai aus dem gewöhnlichen Wege nach Jerusalem über Bethel zuzuwenden. So wird nichts anderes übrig bleiben, als den Gründen nachzugehen, welche den kürzesten und bequemsten Weg widerraten konnten. Der wichtigste, den man sich denken kann, ist, daß gerade auf dieser Straße zuerst eine Gegenwehr der Judäer zu erwarten war. Wenn der König zu Jerusalem sich nicht ohne weiteres auf die Verteidigung seiner Hauptstadt beschränken wollte, mußte er vor allem suchen, den Paß von Mizpa nahe seiner Nordgrenze zu sperren. Nach 2. Kön. 23, 8 lief diese Grenze über Geba. Mizpa und Geba waren nach 1. Kön. 15, 22 als judäische Bollwerke gegen das nordisraelitische Reich befestigt. Danach muß man sich das wādi eṣ-ṣwēnīṭ als einen Teil der Grenze denken, die sich dann durch das wādi el-ʿēn bis zur Wasserscheide fortsetzte und jenseits derselben vielleicht mit dem wādi el-ʿabāṣ nördlich vom oberen Beth Horon zum Küstenlande hinabstieg[1]. Auch Rama und Gibea Sauls, als an der Straße nach Jerusalem gelegen, konnten von ihren Höhen auf die feindliche Marschkolonne herabstürmen, Gibeon vom Westen rasch heranziehen. Wenn, wie sich zeigen wird, der Feind zunächst bei Bethel lagerte, würde man sich in Juda zu seinem Empfang gerüstet haben und, wie 2. Chr. 13, 4 vorausgesetzt wird, zuerst die Höhe von Zemarajim = el-bīre besetzt halten. Es kann auch in so bewegter Zeit nicht an einem Späherdienst gefehlt haben, der von der Grenze die Kunde eines Kriegszuges rasch nach Jerusalem beförderte. Flammenzeichen bei Nacht, ein Rauch oder ein hohes Panier bei Tage würde von Zemarajim oder Mizpa bis zum Skopus, von da

[1] Diese Linie ist vielleicht auch 2. Chr. 25, 13 vorausgesetzt, wo judäische Grenzstädte „von Schomron bis Beth Horon" verheert werden, aber wahrscheinlich für Schomron Zemarajim zu lesen ist, das nach 2. Chr. 13, 4 an der Grenze lag und das bei el-bīre gesucht werden muß.

bis Jerusalem gesehen worden sein. Das scharfe Auge der Naturvölker braucht man dabei noch gar nicht in Rechnung zu ziehen. Kam der Feind dieses Weges, so war sicher, daß man es beizeiten in Jerusalem wissen werde und sich bereitmachen, wahrscheinlich, daß er auf Widerstand zu rechnen habe. Sollte Jerusalem überrascht werden, mußte der Feind einen Seitenweg einschlagen. Ein westliches Ausbiegen war unmöglich, denn die Höhe von el-bīre konnte nicht vermieden werden, und dort wurde man den Judäern sichtbar. Außerdem war das wādi bīr ed-dēr südlich von Ramallah und das tiefe Tal zwischen bēt ḥanīna und dem Samuelsberge keine empfehlenswerte Heerstraße. Anders stand es im Osten. Dort konnte man unsichtbar und innerhalb des nordisraelitischen Gebietes bleiben, bis man nahezu die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Alles kam freilich darauf an, daß dieser Vorteil so ausgenutzt wurde, daß die Judäer nicht imstande waren, Gegenmaßregeln zu treffen. Die Schilderung des Zuges bei Jesaja muß nun zeigen, ob wir mit obigen Voraussetzungen richtig vermutet haben.

Den wirklichen Anfang der Schilderung hat man mit Recht in V. 27c vermutet, der so, wie er jetzt vorliegt, schwer verständlich ist. Zieht man die letzten drei Worte zu V. 28, so kann man mit geringer Änderung lesen: „Und er zieht heran von Schemen her (mippenē schemen).“ Da Schemen keine bekannte Örtlichkeit ist, hat Duhm dafür Rimmon bzw. Pene Rimmon vorgeschlagen, das aber sachlich sehr bedenklich ist, wie schon oben gezeigt wurde, und auch in seiner isolierten Lage als Ausgangspunkt eines Heerzuges sehr befremdlich wäre. Zweckentsprechender liest man mippenē sāmōl „vom Norden her“ oder allenfalls mippenē schōmrōn „aus der Gegend von Samaria“. Am wahrscheinlichsten ist aber in dieser an genauen Ortsangaben reichen Schilderung die Nennung des sachlich am nächsten liegenden Bethel, das erst bei ihrer Einfügung in den Zusammenhang durch das allgemeinere penē sāmōl ersetzt wurde. Dann lautet V. 27c und 28a: „Er zieht heran von Bethel, er kam nach Aijath.“

Das kann so gedacht sein, daß die etwa vor Samaria liegenden Feinde eine starke Abteilung nach dem Süden entsandt hatten, welche zuerst die Hauptstraße des nordisraelitischen Landes mit ihren Ortschaften in ihre Gewalt bringen sollte. Nachdem dies geschehen war, lag es nahe, von der Südgrenze aus das nahe Jerusalem anzugreifen. Es war die festeste Stadt von Südpalästina, aber wenn es gelang, sie zu überraschen, konnte selbst eine geringere Macht sie nehmen

Indes auch ohne diese besondere Voraussetzung bleibt die weitere Schilderung verständlich. Ein nördlicher Feind zieht heran und wählt den Weg nach Jerusalem von Bethel aus über Aijath. Diese Ortschaft in der Nähe des sogleich genannten Michmas ist offenbar das aus dem Josuabuche (Kap. 7. 8) bekannte Ai, das gegen Morgen von Bethel liegt (7, 2; 8, 9). Die einzige in dieser Gegend erkennbare Lage einer naturfesten und schwer einzunehmenden Stadt ist der Trümmerhügel, welchen man im nahen Dorfe dēr dīwān (auch dēr dūwān und dēr dubwān) schlechtweg et-tell „den Trümmerhügel" nennt[1], in der Erscheinung passend zu dem tēl ʿōlām, dem „ewigen Trümmerhaufen", in den Josua nach Jos. 8, 28 die ehemalige Königsstadt verwandelte. Denn der die Straße von Jericho nach Bethel beherrschende natürliche Hügel der alten Stadt ist so vollkommen mit losen Steinen bedeckt, die man zum Teil zu Trockenmauern aufgehäuft hat, daß er noch heute wie ein einziger Trümmerhaufen erscheint.

Von wo die Feinde zunächst nach Aijath kommen, war unschwer zu erraten, auch wenn kein Ort genannt war. Denn nur eine Straße mündet dort von der Hauptverkehrslinie des Landes, die Straße von dem nur gegen 3 km entfernten Bethel. Von da zog der Feind ab, wandte sich aber nicht nach Südwesten, auf der gewöhnlichen Straße nach Jerusalem, sondern ostwärts auf den alten Weg nach Jericho. Von der Höhe bei el-bīre konnte man bemerken, wie das feindliche Heer, das wohl unfern der Quelle von Bethel auf der Höhe südlich von der Stadt lagerte, das Lager dort abbrach, wie es dann bei dem alten Jakobsheiligtum im Osten der Stadt, jenseits ihres Tales, den Bergrücken erstieg und bald darauf hinter ihm in der Richtung auf Ai verschwand. Die alte Straße, deren Spuren teilweise etwas südlich vom jetzigen Wege laufen, geht hier durch eine Wildnis von Felsbänken, die ehemals bewaldet gewesen ist, so daß Bären da hausen konnten (2. Kön. 2, 24). Nachdem man an der rechts aufsteigenden Kuppe von burdschmus vorübergekommen ist, öffnet sich ein weiter Blick ostwärts über den Abfall des Landes zur Jordanebene und südwärts nach der Wüste Juda. Nahe vor sich hat man links den Hügel von Ai, der von dieser Seite unbedeutend erscheint, aber besonders im Norden über einem tiefen Tale aufsteigt. Erst wenn man auf ihm steht, erkennt man seine beherrschende Lage als Hüter einer wichtigen Straße[2] von Osten her.

---

[1] PJB 1911, S. 14.

[2] S. darüber PJB 1913, S. 26 ff.

Wenn die Judäer diesen Abzug der Feinde beobachtet hatten, war die nächstliegende Annahme, er gelte der Überwältigung der ostwärts liegenden nordisraelitischen Grenzorte Ai, Michmas, des Hügels oder möglicherweise richtiger des Gibea, das auf das Hyänental hinabschaut (1. Sam. 13, 18)[1], und vielleicht auch Jerichos. Jerusalem werde, wenigstens vorläufig, beiseite gelassen. Diese Kunde mußte in Jerusalem beruhigend wirken. Man atmete auf.

Zunächst waren also die Feinde nach Ai gelangt. Wenn es damals wieder besiedelt war, so war es klein und konnte an Widerstand nicht denken. Kein Aufenthalt war hier nötig.

V. 28b: „Er zog vorüber an Migron." Nach Baedekers „Palästina", also wohl nach Socins Annahme, hätte südlich von Ai eine Örtlichkeit gelegen, welche die Araber maḳrūn nennen. Davon hat sich in dieser Gegend nichts finden lassen[2]. Es muß auf einem Mißverständnis beruhen. Auch hätte es an der vorausgesetzten Stelle mit dem Wege, welchen die Feinde nehmen mußten, nichts zu tun gehabt. Dieser Weg ging zunächst von der Höhe von Ai bergab nach dem Kopf des Oberlaufs des wādi eṣ-ṣwēniṭ, überschritt ihn unterhalb des jetzigen Dorfes dēr dīwān, welches die Erbin des alten Ai ist, und hätte sich nach Jericho in östlicher Richtung fortgesetzt. Der direkte Weg nach dem später genannten Michmas zweigt aber hier in südlicher Richtung ab, begleitet auf der Höhe das vorher überschrittene Tal an seiner Ostseite etwa 2 km in südlicher Richtung und wendet sich dann nach Südosten. Er bleibt dabei auf der östlichen Senkung der Höhe und lenkt schließlich hinab auf einen schmalen Ausläufer zwischen zwei Seitentälern des wādi eṣ-ṣwēnīṭ, das vorher mit einem Knie aus der südwestlichen in die südöstliche Richtung übergegangen ist. Auf diesem Ausläufer liegt Michmas. Keine andere Ortslage befindet sich am Wege von Ai nach Michmas als gleich zu Anfang links das jetzige dēr dīwān, rechts die Ruine chirbet ḥaijān[3], beides wohl Erben Ai's zu verschiedenen Zeiten, etwas später, ebenfalls rechts, aber durch das Tal von der Straße getrennt, chirbet eḳdēre, kurz vor Michmas links auf einer besonderen Höhe tell el-ʿaskar. Eines davon könnte für Migron in Frage kommen, wenn es nicht wie das Migron von 1. Sam. 14, 2 nur der Tennenplatz der nächstgelegenen Ortschaft, also wohl von Ai, gewesen ist, was auch nach dẹr dīwān führen könnte. Wollte man durchaus eine Ortslage nennen, deren Name einen An-

[1] PJB 1913, S. 27.
[2] PJB 1911, S. 13 f.
[3] Ebenda 1912, S. 13.

klang an Migron enthält, so wäre es das an der Straße nach Jericho 1½ km von dēr dīwān gelegene kufr nāta, das in seiner Nähe den Hügel umm eḳrēn hat und danach allenfalls maḳrūn genannt werden könnte. Zogen die Feinde dort vorüber, so hätten sie die Straße nach Jericho noch etwas weiter verfolgt und wären erst jenseits kufr nāta auf einem bequemen Wege südwärts nach Michmas abgeschwenkt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, die südliche Schwenkung blieb gerade hier nach Westen zu noch weniger sichtbar als auf dem Höhenrücken südlich von dēr dīwān. Aber der entscheidende Grund des Umweges bliebe dunkel.

V. 28c: „An Michmas vertraut er seine Geräte.“ Der Troß des Heeres, das man sich nicht sehr groß vorstellen muß, mit seinen Zelten, Vorräten, Karren, Lasttieren bleibt also in Michmas. Bis dahin bot die Straße seiner Fortschaffung keine Schwierigkeiten. Auch konnte der Zug gemächlich vorschreiten, ohne den Feind fürchten zu müssen, an dessen Grenze man erst hier gelangte. Michmas war ein festerer Platz, als die Karten und seine niedrige Lage (607 m Meereshöhe) zwischen höheren Bergen es ahnen lassen. Die Täler, zwischen denen sein schmaler Hügel sich erhebt, treten zwar weit auseinander, ehe sie in das wādi eṣ-ṣwēnīṭ münden. Aber das Gelände zwischen ihnen senkt sich so rasch, daß Michmas doch als Beherrscherin über ihnen thront. Rückwärts ist es durch den schon erwähnten Grat mit höherem Lande verbunden. Aber dieser Grat ist so lang, daß auch in dieser Richtung die auf seiner Fortsetzung liegende Stadt als hinreichend gesichert erscheint. So versteht man, warum die Philister es einmal zu einem Stützpunkt ihrer Herrschaft machten (1. Sam. 13, 16), und daß der Hasmonäer Jonathan sich dort festsetzte (1. Makk. 9, 73), während die Syrer Jerusalem innehatten. Auch hier ist es als festes Lager des gegen Jerusalem marschierenden Feindes gedacht. Von Kampf ist nicht die Rede, das isolierte Michmas läßt die Feinde ohne weiteres ein. Vor der kleinen Stadt war nach Osten zu hinreichender Lagerplatz für den Troß. Das Heer selbst soll aber hier nicht rasten. An dieser Stelle enthüllt sich der Kriegsplan des Feindes.

V. 29a: „Sie überschreiten die Übergangsstelle, Geba soll uns Nachtlager sein!“ Südlich von Michmas liegt ein tiefes Tal, das wādi eṣ-ṣwēnīṭ. Daß es gerade hier überschritten werden kann, ist eine der Veranlassungen für die Lage einer alten Ortschaft an dieser Stelle. Im Westen und noch mehr im Osten wird das Tal eng und die Talhänge zu Felswänden, an denen selbst ein Kletterer zuweilen keinen Weg fände. Aber gerade unterhalb von Michmas erweitert sich

das Tal zu einem Kessel, innerhalb dessen die wasserlose Talsohle einen nordwärts gerichteten Bogen bildet. Der Weg dahin geht erst neben einer schmalen Einsenkung, jetzt einem Gartenlande, steil abwärts, aber doch so, daß der Reiter nicht abzusteigen braucht. Dann durchquert man die Senke, überschreitet ein Seitental und kommt dann auf der Westseite des Kessels recht bequem zu seiner Sohle hinab. Sie mag 100 m tiefer liegen als Michmas. Der jenseitige Aufstieg wird dadurch begünstigt, daß die Talschlingung ein niedriger leicht zu ersteigender Hügel füllt, von dem aus unsere Institutsmitglieder oft die Umgebung überschaut haben. Dann freilich würde der weitere Weg zur Höhe steil werden, wenn er in gerader Richtung bergauf gehen müßte. Aber das Ziel, das 70 Meter höher als Michmas gelegene Geba, jetzt dscheba', liegt westlicher als jenes und erlaubt ein sehr allmähliches Aufsteigen des Weges an der südlichen Talwand. Die gerade Entfernung beträgt fast 4 km, in Wirklichkeit dürften es fünf werden. Ein rüstiger Fußgänger wird eine Stunde dazu brauchen. Das ist der berühmte Übergang, welchen die in Geba stehenden Israeliten unter König Saul wagten, nachdem Jonathans kühne Kletterei durch das Tal — jedenfalls weiter östlich[1] — die in Michmas lagernden Philister erschreckt und verwirrt hatte (1. Sam. 14, 20).

Daß Geba Nachtquartier ohne Gepäck sein soll, setzt voraus, daß man mit Gepäck an diesem Tage das Ziel nicht mehr erreicht hätte, und daß man also in Michmas erst gegen Abend, vielleicht erst nach 5 Uhr, eintraf. Daraus folgt dann, daß der Abmarsch von Bethel erst nachmittags erfolgte. Denn die 8 km zwischen Bethel und Michmas ließen sich in 2 Stunden bequem zurücklegen. Man hätte Jerusalem auf diesem Wege mittags erreichen können, wenn man ohne Troß frühmorgens aufbrach. Ein besonderer Grund muß vorliegen, wenn der Marsch in zwei Hälften zerlegt wird. Er kann nur darin gefunden werden, daß der bedenklichste Teil des Weges, nämlich der Talübergang von Michmas, auf den Abend fallen sollte, und so rasch ausgeführt werden, daß Widerstand unwahrscheinlich war. War das Lager bei Bethel erst nachmittags abgebrochen worden, so konnte man in Jerusalem annehmen, daß an diesem Tage kein weiterer Zug geplant war. Machte der Feind dann in Michmas halt, so war das Wahrscheinlichste, daß er über Nacht dort liegen blieb und erst am nächsten Morgen weiter marschierte. Auch konnte der ganze Abzug nach Osten eine Finte sein, mit der Absicht, wenn die Judäer nach Geba

[1] PJB 1911, S. 12.

abgezogen wären, um dort den Weg nach Jerusalem zu sperren, doch wieder auf der Hauptstraße von Bethel nach Jerusalem vorzustoßen. Die Schilderung setzt voraus, daß die Feinde mit der abendlichen Überschreitung jenes Tales, das die judäische Grenze gewesen sein wird (s. o. S. 44), und der Gewinnung von Geba durch einen Handstreich die Judäer überraschten. Denn nun erst überfällt die Bewohner der Städte und Dörfer am Wege nach Jerusalem Angst und Schrecken. Sie erkennen, als die Flüchtlinge aus Geba bei ihnen ankommen, daß der Feind wirklich gegen Jerusalem zieht und diesseits der Grenze auf einem hier die Grenzwache[1] bildenden festen und beherrschenden Punkte steht. Diese Nachricht läuft in der Nacht und vor Morgengrauen von Ort zu Ort und verbreitet Entsetzen. Denn auf dem Wege, dessen Schlüssel Geba war, konnte der Feind durch einen Flankenangriff geringer rasch herbeieilender Streitkräfte kaum festgehalten werden. Sicherer war die Flucht nach der festen Hauptstadt. Auch die judäischen Truppen, die etwa auf der Hauptstraße standen, taten am besten, sich dorthin zurückzuziehen, wenn sie nicht abgeschnitten werden wollten. Für die wenigen Stunden der Nachtruhe, welche die Feinde sich gönnten, haben sie gewiß weniger auf die Häuser des kleinen Städtchens Geba gerechnet. Im Osten des Stadthügels fanden sie Windschutz. Dort boten ein Teich und einige Zisternen das nötige Wasser. Etwas Brot, das im letzten Nachtquartier gebacken wurde, hatten die Krieger bei sich. Sobald der Morgen über den Bergen Moabs graute, erhoben sie sich zum raschen Vorstoß nach Süden.

Michmas lag zu tief, um weite Aussicht zu bieten. Hier in Geba auf 677 m Meereshöhe kann man zwar auch nicht über die Wasserscheide des Landes, welche 800 m überschreitet, hinwegblicken. Man sieht deshalb nichts von der jenseits entlangziehenden Hauptstraße. Südwärts ist der Blick gehemmt durch den auch 680 m hohen Höhenzug von Anathoth. Jerusalem ist durch die Bergkette zwischen Skopus und Ölberg verdeckt. Diese ist jetzt mit ihren vier von hier aus hintereinander erscheinenden Gipfeln durch den Kieferngarten der Weißen Väter, das Landhaus eines Engländers, das für die jüdische Universität angekauft ist, das betürmte Hospiz der Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung und den Glockenturm der Russen nicht weit von der Himmelfahrtsstätte gekennzeichnet. In jener Zeit wird nur die letzte Höhe durch ihre Oliven, von denen der Ölberg den Namen hat, aufgefallen sein und an die Nähe Jerusalems erinnert haben. Von Ortschaften sieht

---

[1] S. 1. Kön. 15, 22.

man heutzutage von Geba aus zunächst gegenüber auf dem nächsten Höhenzuge ḥezme[1], das zur Zeit Nehemias Beth Asmaveth war, aber in älterer Zeit nicht erwähnt wird, dahinter auf der Höhe am Horizont ʿanāta, einst Anathoth. Das nicht viel weiter entfernte el-ʿīsāwīje am östlichen Fuß der Ölbergkette, ist durch den Höhenzug von ʿanāta verdeckt, ebenso schaʿfāṭ jenseits der Wasserscheide durch den ihr angehörenden Hügel tell el-fūl. Diese von Osten imponierend aufsteigende Höhe selbst, mit ihrer kleinen Kuppe, welche eine Turmruine in sich schließt, bezeichnet die Lage einer alten bedeutenden Ortschaft, des Gibea, welches die Heimat des Königs Saul war. Sehr deutlich tritt auch links von ʿanāta der demselben Höhenzug aufgesetzte Hügel von chirbet ʿalmīt hervor. Auf ihm lag in alter Zeit Alemeth. Etwas niedriger als ʿanāta liegt gerade vor ihm durch ein tiefes Tal von ihm getrennt, auf einer Höhe chirbet kaʿkūl, das ebenfalls einmal eine bedeutende Ortschaft gewesen sein muß. Doch würde jetzt nur der Kundige aus der Ferne ihre Lage erkennen. Alemeth, Anathoth, das uns unbekannte alte Dorf und Gibea bildeten einst für das Auge des in Geba stehenden Beschauers eine Linie. Unsichtbar blieb das in der Westrichtung nur 3 km von Geba entfernte er-rām, ein altes Rama, das als die Schwesterstadt von Geba gelten muß, denn es liegt auf der Höhe der Wasserscheide, da, wo der Höhenzug von Geba sich an sie anschließt. Trotz der größeren Höhe von er-rām (793 m) gegenüber Geba (nur 677 m) wird es durch dazwischen liegende Hügel verdeckt. Aber ein bequemer Weg[2] verbindet beide, oder genauer, führt von Geba unterhalb er-rām über die Wasserscheide zur großen Landstraße. Benutzt man ihn für den Weg nach Jerusalem, so bedeutet das eine um 3 km längere Strecke, aber man würde ihn heutzutage besonders deshalb oft vorziehen, weil sein größter Teil eine europäische Kunststraße geworden ist, welche die größere Länge durch rasches Gehen oder Reiten wieder aufhebt. Ehedem bestand dieser Vorzug nicht, aber es war doch ein Vorteil, daß bis zum Oberlauf des Kidron hier kein Tal zu kreuzen war. Trotzdem macht der Feind keinen Gebrauch von diesem Umwege, sondern wendet sich direkt nach Süden. Das wird geschlossen werden dürfen aus der Wirkung seines Erscheinens südlich vom wādi eṣ-ṣwēnīṭ auf die Bewohner der Ortschaften nicht nur an der Wasserscheide, sondern auch weiterhin nach Osten, wie sie nun geschildert wird.

[1] Nach der Aussage eines Einwohners ursprünglich ḥesma.

[2] Weg und Gelände sind von der englischen Landesaufnahme und bei Schick-Benzinger irrig angegeben, verbessert bei Becker-Dalman.

V. 29b: „Rama erschrickt, — Gibea Sauls flüchtet.“ Die Nachricht vom Erscheinen des Feindes in Geba beunruhigt notwendig zuerst das nahe Rama, das zuerst davon hörte. Der Feind kann es durch einen Handstreich nehmen, zieht er weiter, ist es von Jerusalem abgeschnitten. Dasselbe gilt von ihrer Schwester auf der Wasserscheide, dem alten Gibea, das sich auch zu schwach fühlt, um sich den Assyrern entgegenzuwerfen, wenn sie durch das von ihm herabkommende wādi zimri ziehen. Es findet es deshalb sicherer, nach Jerusalem zu flüchten.

V. 30: „Laß deine Stimme gellen, Einwohnerschaft von Gallim, — horche auf, Laischa, antworte ihr[1], Anathoth!“ Als wäre der Prophet selbst ein Flüchtling, eilt er dem Zuge voran und verkündet die Schreckensbotschaft, indem er die Ortschaften auffordert, sie weiterzugeben. Als ich einmal unter freiem Himmel am Jordan übernachtete, hörte ich mitten in der Nacht vom jenseitigen Lande mehrfach in hohen Tönen den ängstlichen Mahnruf der Hirten: „el-ḳōm, el-ḳōm“, „der Feind, der Feind“. Ähnlich soll in dieser Nacht derselbe Ruf von Dorf zu Dorf gellen. Das längst Gefürchtete ist zur Tatsache geworden. Die Feinde ziehen gegen Jerusalem und werden in wenigen Stunden am Ziele sein. Sie nehmen dafür einen Weg, welcher östlich von der Wasserscheide in der Tiefe bleibt und erst da sie ersteigt, wo Jerusalem in Sicht kommt. Das ist nicht der Weg über Anathoth, wie zuweilen angenommen wurde. Er wäre nicht direkt und außerdem wegen des steilen Aufstieges aus dem wādi ibn ʿīd unterhalb Anathoth besonders beschwerlich. Der direkte Weg[2], welcher ḥezme und ʿanāta links läßt, hat zwar auch zwei Täler, das wādi el-ḥāfi und wādi zimri, zu kreuzen. Aber mit Ausnahme des ersten Aufstieges hinter dem ersten sind die Abhänge nicht steil, auch sind die Talsohlen breit und durch keine tiefen Rinnsale zerrissen. Heutzutage ist dieser Weg ein nur wenig begangener Pfad, aber die Steinwälle, welche vorher beim Aufstiege aus dem wādi eṣ-ṣwēniṭ an einigen Stellen auf beiden Seiten erkennbar waren, zeigen auch hier, daß er einst mehr war, eine der alten „Straßen“ des Landes, die ich stets mit Andacht reite, im Gedanken an die Geschichte, zu deren Lebensadern sie gehörten, und an den Meister, dessen letzter längerer Wanderung mit seinen Jüngern nach Joh. 11, 54 von Ephrem (eṭ-

---

[1] Lies ʿanīhā für ʿanījā.

[2] Die englische Landesaufnahme und die Karte von Schick-Benzinger verzeichnen diesen Weg nicht. In die von Becker und mir herausgegebene Karte habe ich ihn eingetragen.

ṭaijibe) her nach Jerusalem wahrscheinlich gerade diese verborgene Straße diente[1]. Sie ist ein echt judäischer Weg, den man nie achtlos schlendern oder reiten kann. Es geht hinauf und hinab durch ein Gelände, in welchem der Fels in großen und kleinen Bänken den Weg zu sperren droht. Nirgends ruht das Auge auf größeren Feldflächen, auf denen im Frühjahr das Getreide wogen würde. Gruppen von Öl- und Feigenbäumen umlagern nur die wenigen Ortschaften auf ihren Höhen. Doch versöhnen im zeitigen Frühjahr Alpenveilchen in den Felslöchern, später hochgeschossener Asphodill, purpurne Anemonen und kleine blaue Irisblüten auf den grünen Hängen mit der Herbheit des Bildes; und kommt man auf die Höhen, die man zwischen den Tälern zu kreuzen hat, so überrascht der Fernblick über den vieldurchfurchten Abfall des Westlandes zum weißen Jordantal hinab und zu der wie drohend darüber wachenden Bergwand des Ostlandes hinüber.

Von den drei Ortschaften, welche angeredet werden, ist die zuletzt genannte, Anathoth, nach ihrer Lage bekannt. Gallim und Laischa sind ungewiß. Es scheint, als wäre Gallim das zunächst gelegene, Laischa das darauf folgende, während Anathoth in ähnlicher Lage zum erstgenannten liegt, wenn es auf seinen Schrei antworten, d. h. ihn wiederholen soll. Eine von diesen Ortschaften muß die Anathoth westlich gegenüberliegende chirbet ka'kūl sein, hart an dem Wege, den der Feind nehmen muß, zwischen dem gerade vor Gallim genannten Gibea und Anathoth. Hier möchten wir Gallim suchen. Der jetzige Name ka'kūl bezeichnet eine weiche Art des Kalksteins, die wohl dort zu finden ist, erinnert aber im Klange an Gallim „Steinhaufen". Schwieriger ist die Lage von Laischa zu bestimmen. Sein Name muß zusammenhängen mit dem Lajisch aus Gallim, an dessen Sohn Phalti Saul die dem David weggenommene Michal gab (1. Sam. 25, 44). Danach sollte es eine Tochterstadt von Gallim sein. Wir vermissen die Nennung des nahe an der Heerstraße gelegenen ḥezme. Aber das Beth Asmaveth von Neh. 7, 28 wird doch dahin gehören. Weil es so nahe an Geba liegt, müßte es an erster Stelle genannt sein. Dann wäre dies Gallim, und chirbet ka'kūl käme für Laischa in Frage. Haben wir aber recht mit der Ansetzung von Gallim in chirbet ka'kūl, so müssen wir auch Laischa in wenigstens derselben Ferne suchen. Beth Asmaveth wäre außer Betracht geblieben, weil es unbedeutend war und weil die Schilderung in der Richtung nach Jeru-

[1] Sie liegt besonders nahe, wenn Jesu nächstes Ziel Bethanien war, wie es nach Joh. 12, 1 scheint.

salem vorauseilt und sich mit dem Näherliegenden nicht aufhalten will. Für Laischa würde sich dann zunächst el-ʿisāwīje anbieten, das in seinem Tal als Hangsiedelung mit alten Gräbern gewiß schon eine alte Geschichte hat. Der Name geht auf ʿīsā „Esau" zurück, das bei den Moslems auch für Jesus steht, es heißt also Esaudorf oder Jesusdorf. Aber es bleibt möglich, daß Laischa von den Arabern als el-aischa aufgefaßt und in el-ʿīsā verwandelt wurde, gemäß der üblichen Behandlung des Jesusnamens. Ist das zutreffend, so meint der Prophet, daß Laischa in seinem Tale horchen soll, damit ihm der Not- und Warnruf von Gallim nicht entgehe, den dann Anathoth aufnehmen und an das nichtgenannte Alemeth weitergeben soll.

V. 31: „Es flüchtet Madmena, — die Bewohner von ha-Gebim retten." Der Alarmruf von Gallim und Anathoth hat den Erfolg, daß man in ihrer Umgebung rasch die wertvollste Habe ergreift und die Heimat in Stich läßt. Waren Gallim und Laischa richtig angesetzt, so wären jetzt noch zu erwarten chirbet ṣōmaʿ, eine sehr unbedeutende, aber weithin sichtbare Ortslage auf einem felsigen Gipfel der Wasserscheide, unmittelbar südlich von dem höheren tell el-fūl. Das wäre dann etwa Madmena, der „Dunghaufen". Für ha-Gebim bliebe das jetzige Dorf schaʿfāṭ ihm westlich gegenüber jenseits der Landstraße. Sein Name geht wohl auf den hebräischen Personennamen Schaphat (1. Chr. 3, 22) zurück[1]. Es hätte in älterer Zeit ha-Gebim „die Zisternen" geheißen, weil seine Umgebung sich durch solche auszeichnete. Aber der volle Name könnte sehr wohl gēbē schāfāṭ „die Zisternen Schafats" gewesen sein, nach dem wirklichen oder vermeintlichen Stammvater seiner Bewohner. Nur 1 km südlich von chirbet ṣōmaʿ und schaʿfāṭ mündet die Straße von Geba in die große Verkehrslinie des Landes. Wenn ihre Bewohner nicht bei Zeiten flüchten, ist es zu spät. Sie sind verloren, sobald der Feind Nob besetzt hat.

V. 32: „Noch heute in Nob — steht er[2], schwingt seinen Arm — gegen[3] den Berg der Tochter Zion, — den Hügel von Jerusalem." Die seit Geba genannten sieben Ortschaften sind sämtlich nicht Etappen des Heereszuges und werden auch nicht so bezeichnet. Keine von ihnen liegt unmittelbar an der Straße von Geba nach Jerusalem. Jetzt wird nach dem Nachtlager zum erstenmal wieder eine Station genannt, offenbar die letzte vor Jerusalem, von welcher

---

[1] Doch s. auch 1. Chron. 2, 49, wonach Schaʿaph der Vater von Madmanna ist.

[2] Für laʿamōd lies jaʿamōd.

[3] Vor har ist das unentbehrliche ʿal zu ergänzen.

aus diese Stadt nicht nur gesehen, sondern auch unmittelbar bedroht wird, weil kein Hemmnis mehr zwischen ihr und dem Feinde liegt. Keine Ortschaft oder Ruine mit dem Namen Nob ist bei Jerusalem erhalten. Aber wenn man auf der alten Straße von Geba zur Wasserscheide hinaufgestiegen und in die Meridionalstraße eingelenkt ist, hat man nur einen halben Kilometer zurückzulegen, bis man, 818 m hoch, also auf Ölbergshöhe, einen freien Ausblick erhält auf das bis dahin unsichtbare Jerusalem. Auf der Höhe solcher Aussicht nördlich von Jerusalem muß Nob gelegen haben. Weder das Dorf scha'fāṭ noch chirbet eṣ-ṣōma' passen dafür, weil ihnen die Jerusalem beherrschende Aussicht fehlt. Auch liegen sie nördlich von der Einmündung des Weges von Geba in die Hauptstraße. Eine Zisterne westlich von der Straße, die Ruine eines größeren Turmes östlich sind am Aussichtspunkt die einzig sichtbaren Altertümer. Aber der beim Bau der Fahrstraße aufgedeckte ihr entlang laufende Mauerrest verrät, daß noch anderes hier vorhanden ist. Was hier lag, mag eine kleine Ortschaft gewesen sein, die nur wegen ihrer Lage in diesem Zusammenhang erwähnt wird. Zu Sauls Zeit war hier ein viel besuchtes Heiligtum[1]. Die Höhe des Skopus, auf der einst Titus sein erstes Lager hatte, als er erkunden wollte, wie Jerusalem am besten zu nehmen sei, heißt jetzt rās el-meschārif „Aussichtskopf", in der jüdischen Zeit Zōphīm „Späher", wozu man wohl „Hügel" zu ergänzen hat, also „Späherhügel", weil es der Punkt war, von dem der von Norden Kommende zum erstenmal die Stadt des Tempels des Gottes Israels erblickte.

Jerusalem fiel freilich hier früher weniger in die Augen wie jetzt. Heutzutage bedeckt es in einer Länge von 3 km die nach Westen ansteigende Höhe vom Kidrontal ab bis über das in Ölbergshöhe thronende Syrische Waisenhaus. Einst lag es nur in der Tiefe, kaum einen Kilometer in der Breite messend, fast wie in einem Kessel, mit höheren Bergen rings umher. Die Nordvorstadt, aus welcher der Turm der Georgskirche des englischen Bischofs und die französische Stephanuskathedrale hervorragen, aber auch die Nordmauer der Altstadt verdecken anderseits jetzt viel von der Lage des ältesten Jerusalem. Ehedem lag hier in der „Königsebene" von 1. Mos. 14, 17 und 2. Sam. 18, 18 mit dem Denkmal Absaloms alles frei. Nur Olivengärten und Felder werden sich hinabgezogen haben bis zur Stadtmauer, und man hat darum vom Zōphīm-Berge erkennen können, wie ein Tal Jerusalem in zwei

---

[1] Daß nach 1. Sam. 22, 15 der in Gibea wohnhafte David Gott dort öfters für seine Kriegszüge befragt, spricht für eine Lage in dieser Gegend, und gegen bēt nūba im Tale von Ajalon.

Teile spaltete. Links erhob sich als niedrigster Stadtteil die Königsburg mit dem Tempel, dahinter wenig überragend die Türme des Millo, rechts sehr viel höher die eigentliche Stadt mit ihrer Mauer und einem bedeutenden Torturm an der westlichen Ecke (Jerem. 31, 38). Als Doppelstadt erschien somit Jerusalem dem Auge des Beschauers. Trotzdem meint der Prophet mit der Tochter Zions und dem Hügel von Jerusalem dieselbe Größe, die gesamte mehrgipfelige Höhe der Stadt mit dem zweifachen Namen des altkanaanitischen Jerusalem und des durch David zur israelitischen Landeshauptstadt erhobenen Zion. Daß Jerusalem eine von tiefen Tälern umfriedigte feste Stadt ist, wußte der, welcher darin zu Hause war. Aber es war für den, der von der Höhe von Nob auf es herabschaute, nur teilweise erkennbar. Seine schwächste, von der Natur ungeschützte Seite bot sich außerdem zuerst dar. Ein Feind, der hier oben stand, konnte meinen, er brauche nur hinabzustürmen, so müsse Jerusalem in seiner Hand sein. Der judäische Prophet, der in Jesaja 10 redet, denkt darüber anders. Der Berg von Jerusalem, den seine Umgebung überragt, erscheint ihm fester als alle die höheren Berge rings umher, nicht wegen seiner starken Mauern über tiefen Tälern, sondern weil Gott für ihn einsteht.

Bei dem Blick auf das schwerbedrohte Zion-Jerusalem bricht die Schilderung des feindlichen Zuges ab. Ihr Hauptteil bezieht sich auf eine kurze Strecke; denn nur 7 km liegen zwischen Geba und Nob. In Anbetracht des stellenweise schwierigen Weges kann man wohl zwei Stunden darauf rechnen. Wenn die Feinde mit dem ersten Grauen des Frühlichts, eine Stunde vor Sonnenaufgang, aufbrachen, waren sie um 7 Uhr auf der Höhe von Nob und konnten vor 8 Uhr vor dem $2^1/_2$ km entfernten Nordtore Jerusalems stehen. Es genügt dem Propheten, daß man sieht, wie die Dörfler vom Norden her in angstvoller Flucht in die Hauptstadt hineinströmen, und wie hinter ihnen auf der Höhe das gefürchtete Heer des Feindes sich ausbreitet. Damit ergreift er selbst das Wort[1]. Über die weiteren Maßnahmen des Feindes für die Überrennung oder Belagerung Jerusalems hat er nichts zu sagen. An die Schilderung des Überfalls reiht sich der Hinweis auf Israels Gott. Der übermächtige Feind, der stolze König

[1] Sachlich gehört auch Jes. 14, 24 f. hierher, wonach Israels Gott beschlossen hat, Assur in Seinem Lande und auf Seinen Bergen zu zerschlagen. Aber die an sich mögliche Einsetzung dieser Worte an die Stelle von 10, 33 f. würde nichts an der Tatsache ändern, daß die Schilderung vorher abgebrochen ist und das prophetische Wort sich unvermittelt an sie anschließt.

von Assyrien, sein Heer, seine Kriegswagen, die auf der Höhe von Nob wie ein Bergwald stehen, sinken vor seinem Auge zusammen. Nur den Allmächtigen soll man noch sehen, den Gott, der in Zion thront, den Gott, der mit Großkönigen und Kriegsheeren umgeht, wie der Holzhacker mit Waldbäumen. Er ruft in V. 33f.[1]:

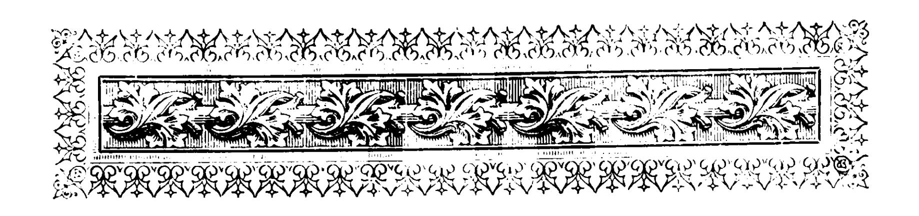
„Siehe da, der Herr,
Jahwe der Heerscharen,
die Krone entzweigt er mit dem Beil[1],
daß die Hochragenden abgehauen werden
[und die Hohen erniedrigt][2],
und umgehauen wird das Walddickicht mit dem Eisen,
und der Libanon durch die Hacke[3] zu Fall kommt."

Der in Nob die Stadt Gottes bedrohende Feind wird sein Ziel nicht erreichen.

---

[1] Für bema'arāṣā lies bam-ma aṣādā.
[2] Diese Zeile ist wohl Zusatz.
[3] Lies bā'addīr oder bamma'dēr für beaddīr.





# Der Ölberg zur Himmelfahrtszeit.

Von Professor G. Dalman.

## I. Der palästinische Mai.

Ein Himmelfahrtstag in Jerusalem ist nicht, was wir in Deutschland von einem Tage in der Mitte des Monats Mai erwarten. In der Heimat ist zwar um diese Zeit das gefürchtete Regenwetter des April vorüber, wir erwarten Sonnenschein und sehen mit Entzücken in den Wäldern das junge Grün der Birken und Buchen zwischen dunkelm Nadelholz und in den Gärten die Blüte der Kirschen wie eine voll aufgegangene neue Hoffnung auf Leben und Glück. Wir atmen mit voller Brust die milde Luft, als hätte all Fehd und alle Sorge auf unabsehbare Zeit ein Ende genommen. So ist's nicht in Jerusalem. Der Mai ist voller Sommer mit seiner Glut, nicht selten mit den heißesten Tagen des ganzen Jahres, schon reich an Staub, den kaum jemals die Tropfen eines kurzen Regens löschen. Die Gerstenfelder werden erst gelb und dann weiß, ihre Ernte beginnt. Wüstenwind vom Osten her erschwert die Arbeit und fängt an, die Blütenwelt des Frühsommers zu töten. Man erlebt das große Sterben in der Natur, woran der Prophet (Jes. 40, 6f.) bei den Worten denkt: „Alles Fleisch ist Gras, und alle seine Schönheit ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelket, denn der Hauch des Herrn bläset darein.“ In meinem Garten in Jerusalem steht frisches Gras auf den Rasenflächen von Ende November ab, jetzt ist es hochgeschossen und wird weiß wie ein Erntefeld. Es kommt vor, daß der Glutwind weniger Stunden alle weichen Blätter der Blumenstauden so der Feuchtigkeit beraubt, daß sie schlaff herabhängen und sich nie wieder erheben. Wo sind draußen zwischen Feldern auf der wilden Flur die purpurnen Anemonen des Frühlings und die ebenso prächtig gefärbten, aber minder anmutigen Ranunkeln des Frühsommers? Der Klatsch-

mohn ist an ihre Stelle getreten als der letzte Nachzügler einer schönen Zeit, und die Disteln mit ihren blauen, gelben und roten Stachelblüten haben längst begonnen, die Herrschaft an sich zu reißen.

Doch hat der Mai im Heiligen Lande seine Schönheit. Beginnt die Flur sich zum Sommerschlaf zu rüsten, so ist die Baumwelt doch erst jetzt in ihrem vollen Flor. Die am meisten zögernden Feigenbäume sind mit ihren großen grünen Blättern bedeckt, unter denen die Frühfeigen locken. Über und über blühen die Granatäpfelsträucher mit feuerfarbenen Blüten wie Kamelien. Weniger prachtvoll als lieblich sind die zarten weißen Blüten der Olive. An den Weinstöcken hängen Blütentrauben bis zur Länge eines halben Meters und entzücken mit ihrem starken Duft jeden, der durch die Weingärten in Feld und Flur wandert. Die Aprikosen bieten in warmen Tagen schon reife Frucht als den ersten Ertrag des neuen Obstjahres. An diese Zeit denkt der Freund im Hohenliede, wenn er der Geliebten zuruft (2, 10 ff.): „Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her! Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blüten sind zu sehen im Lande, der Frühsommer ist erschienen, und die Stimme der Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande. Der Feigenbaum würzt seine jungen Früchte, und die Weinstöcke haben Blüte gewonnen und geben ihren Geruch. Stehe auf, meine Freundin, und komm, meine Schöne, komm her!“ Der Orientale ist nicht wie wir zufrieden mit den ersten Andeutungen des kommenden Sommers. Er will ihn mit vollen Händen greifen, um sich seiner zu freuen. In den Wochen zwischen Ostern und Pfingsten ist es in Jerusalem ständiges Volksvergnügen, unter den Ölbäumen mit der ganzen Familie zu sitzen und zu feiern. Die kleineren Kinder schaukeln auf Seilen, die man ihnen an starke Äste gebunden hat. Kleine Täßchen starken Kaffees kreisen unter den Erwachsenen. Die Wasserpfeife gurgelt neben den Männern, und Verkäufer von Süßigkeiten und eingesalzenen Kernen wandern mit ihren Tischchen umher und preisen ihre Ware. Es mag sein, daß ein uralter Naturzauber hinter dieser Sitte steckt. Die Menschen wollen an der neuen Lebenskraft der Natur Anteil gewinnen, und ihr sympathetisches Feiern soll auch sie wieder anregen zu um so vollerer Entfaltung ihres Vermögens. Aber wenn man jetzt in dem Olivenhain von sa'd usa'īd vor dem Nordtore Jerusalems die feiernden Christen fragen wollte, warum sie hier unter den Bäumen sitzen, werden sie nicht dergleichen antworten, sondern sagen: „Ostern ist vorüber, es ist bald Himmelfahrt. Da gebietet es die Sitte; denn es ist freudige Festzeit nach den langen Wochen des Fastens, und der Sommer ist da!“

## II. Zum Ölberge.

Unser Ziel ist am Himmelfahrtstage der Ölberg. Wir tun aber wohl daran, zeitig aufzubrechen, nicht nur, weil wir sonst für die Choräle des Posaunenchors vom Syrischen Waisenhause zu spät kommen. Wenn wir nicht um Sonnenaufgang oben sind, werden wir von der Frische der Morgenluft nur noch wenig merken. Denn kaum zwei Stunden nach ihrem Aufgang brennt schon die Sonne, und nur im Schutze eines starken Schattens ist es noch erträglich. Wer in der Jaffa-Vorstadt Jerusalems wohnt, wie fast alle Ausländer, geht an der Nordmauer der alten Stadt entlang und gelangt an der Nordostecke der Stadt an den Rand des Kidrontales, welches Jerusalem vom Ölberge trennt. Unmittelbar gegenüber haben Steinbrüche den natürlichen Abfall des Berges an seinem Fuß zerstört. Aber weiter südlich, wohin der Weg sich nun wendet, beginnen links unterhalb des Weges Olivenpflanzungen mit schattengebenden Bäumen, die sich den Berg ein Stück hinaufziehen. Oben an der Straße breitet eine große Terebinthe ihre Zweige aus. Steil geht es abwärts, dann eine neue Wendung des Weges nach Osten. Wir überschreiten die Talsohle auf einem künstlichen Damm. Man redet von einer Kidronbrücke, aber nur der Wasserablauf vom Vorplatz der nahen Mariengrabkirche ist durch den Damm geleitet. Nach einem Bache schauen wir vergeblich aus. In der Regenzeit staut sich das im Tal von oben herabkommende Wasser schon oberhalb und versickert in den Olivengärten. In alter Zeit, als kein Damm das Erdreich festhielt, mag wirklich nach andauerndem Regen ein Bächlein hier vorübergerieselt sein, aber schwerlich mehr zur Osterzeit, als Jesus mit den Jüngern über den „Winterbach" Kidron ging (Joh. 18, 1), geschweige um Himmelfahrt.

Kaum je ist es hier ganz einsam und still. Bauern und Bäuerinnen vom Ölbergdorfe, von Bethanien und abu dīs gehen zum Markte in die Stadt hinauf. Vom Ostjordanland bringen Scharen von Eseln in Säcken den Bedarf Jerusalems an Holzkohlen. Russische Pilgerinnen in Bastschuhen mit langen Stäben zu Fuße, Reisende aller Länder zu Wagen begeben sich nach Jericho. Ein Kaffeewirt bietet unter einem kleinen Schattendach seinen grundigen Mokka und wünscht, daß wir uns auf seinen kleinen Schemeln ausruhen.

Aber ganz anders sieht es hier aus, wenn am Karfreitag die moslemischen Pilger zum Grabe Moses diese Straße ziehen. Bis zur Stadt hinauf sind die Wegränder besetzt mit zuschauenden Frauen in gelben, grünen, rosafarbenen Gewändern, die stundenlang harren, um

das sonderbarste Schauspiel des ganzen Jahres nicht zu verpassen. Kanonenschüsse dröhnen von der Stadt. Dann kommt vom Stephanstore her der feierliche Zug. Zuerst schreiten in zwangsloser gedrängter Masse die Vertreter der südpalästinischen Städte und Dörfer mit ihren grünen und roten Fahnen. Becken und Handpauken werden in Marschmelodie geschlagen und erfüllen die Luft mit ihrem Rasseln und Dröhnen. Hier und da bildet sich im Zuge ein Kreis von in die Hände klatschenden Männern, in deren Mitte ein Derwisch hüpfend sich dreht. Ein speerförmiger Pfriemen steckt in seiner Wange, ohne Bluterguß zu veranlassen. Hinter dem Pilgerzuge kommt die Garnison von Jerusalem, Reiterei und Fußvolk in blauer Uniform, mit ihnen der Gouverneur von Jerusalem, heute im roten Mantel, und der höchste geistliche Würdenträger im schwarzen Gewande zu Pferde, und dann wieder Männer, Frauen und Kinder. Oft stockt der Zug im hochwallenden Staube. Die Jubeltriller der Frauen schrillen immer aufs neue. Ein Tänzer trägt auf den Schultern einen Mann, der ein Schwert schwingt. Um ihn klatschen die andern und rufen: „Vom Schwert unsers Sultans trieft das Blut, Sieg möge Gott ihm verleihn!" —

So klang es hier am Karfreitag. Jetzt kauern Aussätzige an der staubigen Straße. Wenn wir nahen, erheben sie ihre fingerlosen Hände und handlosen Arme. Mit heiserer Stimme rufen sie in hohem Fisteltone: „O Herr, o Herr, elend, elend!" Das Herz tut uns weh. Einst schritt durch dies Land der Heiland, der ihnen zurufen konnte: „Gehet hin, seid rein!" O wäre er da! Aber wir besinnen uns. Wir stehen bei Gethsemane am Fuße des Ölbergs.

## III. Die drei Kuppen des Ölbergs.

Der Weg nach dem Talgrunde gab schon Gelegenheit, zu beobachten, welche Gestalt der Westabhang des Ölbergs hat. Er ist kein nach allen Seiten freistehender Kegel, sondern der südlichste und niedrigste Teil einer längeren Bergkette, deren Grat mehrfach steigt und fällt und sich bei den Steigungen zu Kuppen verbreitert, während die Abhänge durch breite Falten gegliedert werden. Eine besonders tief eingeschnittene Falte, welche auf der Ostseite ein entsprechendes, aber viel breiteres Gegenstück hat, steigt zum Grate der Bergkette wenig nördlicher als die Nordostecke Jerusalems hinauf und scheidet dadurch die nördliche Fortsetzung der Kette von ihrem südlichen Ende. Aber auch dies Ende ist selbst wieder gegliedert. Eine flache Falte läuft gegenüber dem Nordende des Tempelplatzes am Abhang in die Höhe und teilt dadurch den Gipfel in zwei Teile, von denen der

nördlichere von einem ummauerten griechischen Anwesen bedeckt ist, welches seine Besitzer „Galiläa“ nennen. Er darf deshalb die **Galiläakuppe** genannt werden. Kaum höher als diese ist der südlichere Teil des Gipfels, der sich bei 815 m Meereshöhe etwa 120 m über der Sohle des Kidrontales befindet. Er besitzt in der Südrichtung eine schmälere Verlängerung, deren Grat sich aber etwa 40 m senkt und also kaum mehr zum Gipfel zu rechnen ist. Sie heißt jetzt el-ḳa'de „Mariensitz“. Nach dem Himmelfahrtsheiligtum auf seinem höchsten Punkt nennen wir die ganze Erhebung die „**Himmelfahrtskuppe**“. Daß sie der „**Ölberg**“ oder eigentlich „**Olivenberg**“ des Altertums war, beruht auf der völlig einheitlichen kirchlichen Tradition, welche vom 4. bis 19. Jahrhundert diesen Namen hierher gelegt und nie weiter nach Norden auf die sich da anschließende Bergkette ausgedehnt hat. Sie steht auch im vollen Einklang mit den biblischen Zeugnissen, nach denen er gelegen war „östlich gegenüber Jerusalem“ Sach. 14, 4., vgl. Ez. 11, 23, einen Sabbatsweg von der Stadt am Wege nach Bethanien Apg. 1, 12, vgl. Lk. 24, 50, und auf dem Wege nach dem Jordan nach 2. Sam. 15, 30. Außerdem erscheint es als das Natürliche, daß dieser Gipfel, welcher dem alten Jerusalem im Osten am nächsten lag, wie heute noch der mit Oliven bepflanzte war. Denn damals wie jetzt wird man Ölgärten nur da angelegt haben, wo die besitzende Ortschaft ihnen auch den nötigen Schutz vor fremden und einheimischen Dieben bieten konnte, wo außerdem Abschüssigkeit und Felsigkeit des Geländes gerade diese Benutzung eines Bergabhanges empfahl. Es ist beklagenswert, daß nach Süden zu die Friedhöfe der Juden die einst grünenden Hänge des Berges in ein Gräberfeld verwandelt haben, worin ohne Schmuck von Blumen und Bäumen Stein an Stein sich reiht. Ehedem werden gerade auch hier Oliven gestanden haben, welche zum Besitz des ältesten Jerusalems gehörten. Die wirtschaftliche Bedeutung des Berges für die nahe Stadt war dabei die Veranlassung seines Namens, welcher beweist, daß die anderen Berge bei Jerusalem mit Oliven nicht besetzt gewesen sind. Nach Süden zu ist dem Ölberge eine etwa 60 m niedrigere Vorhöhe vorgelagert, die jetzt gewöhnlich als der „**Berg des Ärgernisses**“ von ihm unterschieden wird[1]. Sie ist einst, wie es scheint, von König

[1] Der „Berg gegenüber Jerusalem“, auf welchem Salomo dem Gotte Kamos eine Opferstätte errichtete (1. Kön. 11, 7), kann doch nur der Ölberg sein. Dann ist der „Berg des Verderbens“, südlich von dem nach 2. Kön. 23, 13 das Heiligtum sich befand, dasselbe, und es würde der Ort des letzteren nur genauer bestimmt, so daß man in der Tat an den sogen. „Berg des Ärgernisses“ denken muß. har ham-maschḥit ist dabei absichtliche Veränderung des aus der rabbinischen Literatur bekannten Namens des Ölberges har ham-mischḥā „Berg der Salbung“.

Salomo zu Stätten heidnischen Götterdienstes benutzt worden. Als eigener Gipfel des Ölberges kann sie nicht gelten. Dagegen darf man von einem dritten Gipfel desselben deshalb reden, weil auf seiner Ostseite an seinen Hauptgipfel ein etwas höherer Ausläufer sich anschließt, der infolge seiner unverkennbaren Abgrenzung durch Schluchten von Norden und Süden als besondere Größe gekennzeichnet ist und besonders vom Süden aus so geschaut werden kann. Von Jerusalem aus können wir ihn selbst nicht sehen, wohl aber den unschönen hohen Glockenturm, den die Russen auf ihm errichtet haben. Nach der auf ihm befindlichen russischen Niederlassung nennen wir deshalb die dritte Kuppe die „Russenkuppe".

## IV. Der Aufstieg.

Ehe wir den Berg ersteigen, bedürfen wir einer Auskunft über die Wege, die hinaufführen. Die Fahrstraße, auf der wir von der Stadt her kommen, führt, nachdem sie das Tal gekreuzt hat, in einem großen Bogen um den Südfuß der Himmelfahrtskuppe herum, erst aufsteigend, dann sich senkend, zunächst nach Bethanien, weiter durch die Wüste Juda nach Jericho. Für einen fahrbaren Weg mit diesem Ziel bot die Natur hier keine andere Möglichkeit. Aber vom Taldamme aus führt von der Fahrstraße ein anderer Weg, der sich bald dreifach gabelt, nach der Höhe des Ölbergs. Der nördlichste Zweig des Weges in der Falte zwischen Himmelfahrtskuppe und Galiläakuppe galt zunächst dem Grate des Berges zwischen beiden Kuppen. Von da konnte man entweder in nördlicher Richtung Anschluß gewinnen an einen Weg nach Jericho, der eine römische Militärstraße gewesen ist, oder den Weg geradeaus in östlicher Richtung fortsetzen, in den Talkessel jenseits des Ölberges hinabsteigen und von dort aus jene Römerstraße oder auch die jetzige Fahrstraße nach Jericho erreichen. Dieser Weg über den Ölberg bot durch recht bequemen Auf- und Abstieg nicht geringe Vorteile, so daß man an seiner Benutzung in alten Zeiten nicht zweifeln darf. Er hat sicher an Bedeutung gewonnen, nachdem der römische Wiederaufbau Jerusalems den Schwerpunkt der Stadt weiter nach Norden gelegt hatte und das Nordtor der Stadt der wichtigste Ausstrahlungspunkt von Wegen geworden war. Aber es fehlt uns darüber jedes geschichtliche Zeugnis.

Anders steht es mit dem mittleren Ölbergwege. Er steigt gerade aufwärts, so steil, daß er zum großen Teil mehr eine Treppe als ein Weg gewesen ist, wie die noch vorhandenen Spuren beweisen. Oben geht er quer über die Himmelfahrtskuppe, setzt sich dann in der-

selben Richtung fort und streift die Russenkuppe an ihrem Südabhang. Endlich hat er nach weiterem langsamen Abstiege rechts zur Seite Bethanien und mündet jenseits des Dorfes in die Jerichostraße unmittelbar vor ihrem Abstieg in das tiefe Tal der sogen. Apostelquelle. Dies ist von Jerusalem aus der geradeste Weg in der Jerichorichtung. Für den Reiter ist freilich viel brauchbarer sein rechter Nebenzweig, der südliche Ölbergweg, der nach einer südlichen Ausweichung auf der Höhe wieder in den geraden Weg einmündet. Dieser Nebenzweig hing, wie man noch bemerken kann, ehe hier die jüdischen Friedhöfe mit Mauern eingefaßt wurden, mit einem Wege zusammen, der bei dem sogen. Absalomsgrabe den Talgrund auf einer kleinen Brücke kreuzt und seinen Ausgangspunkt von der Südostecke des ummauerten Jerusalem hat. Wenn wir an das alte Jerusalem denken, das im Süden viel weiter als jetzt auf den Abhängen hinabstieg und südlich von der jetzigen Stadtmauer zur Zeit Jesu die „Unterstadt", früher aber die „Stadt Davids", hatte, so wird gewiß, daß dieser Weg die alte Verbindung von dieser Burg des ältesten Jerusalems nach dem Ölberge bedeutet. Aber auch die Bewohner der „Oberstadt" Jerusalems auf dem Westhügel mußten ihn benutzen, wenn sie südlich am Tempel vorüber sich nach dem Ölberge begeben wollten. Dadurch belebt sich dieser Weg für unsere historische Phantasie. Wir sehen auf ihm David mit seinen Mannen von seiner Burg herabkommen und zum Ölberge hinaufsteigen auf der „Olivensteige" (2. Sam. 15, 30), barfuß und mit verhülltem Haupt unter lautem Schluchzen, auf der Flucht vor Absalom nach dem Lande jenseits des Jordans. Aber wir können auch vermuten, daß Jesu Füße den Weg betraten, als er von seinem letzten Mahle mit den Jüngern in der Stadt zum Ölberge hinausging und als die Schar seiner Häscher ihn wenige Stunden später gebunden nach dem Palast des Hohenpriesters führte.

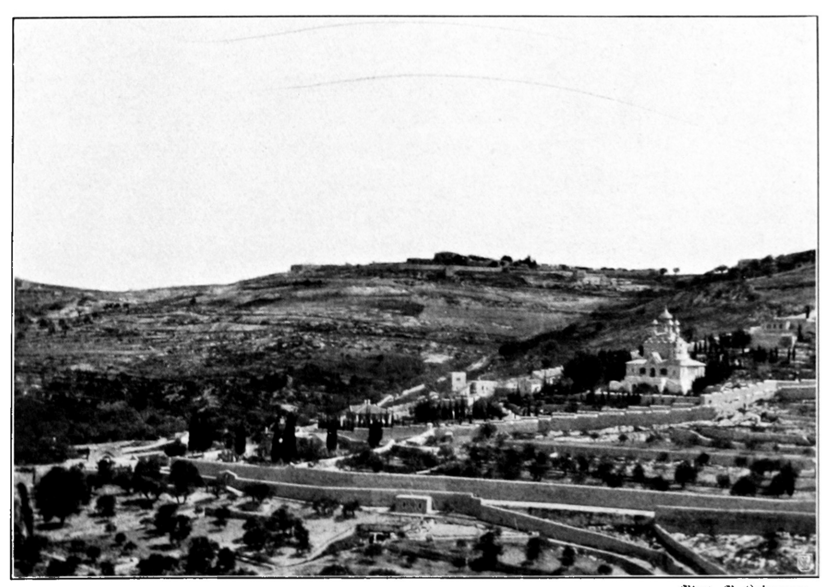
Auch der mittlere Ölbergweg, der von Westen gerade zum Gipfel hinaufsteigt, hat seine Geschichte. Jetzt kommt er von der Fahrstraße von Jerusalem nach Jericho und hat von ihr aus auch seine besondere Verbindung mit dem Osttore der jetzigen Stadt. Aber im alten Jerusalem war die Verbindung stadtwärts hier eine geradere. Da wo jetzt die Fahrstraße mit einem Knie sich dem Damm über das Kidrontal zuwendet, vereinigten sich ursprünglich zwei Wege, die von der Stadt direkt herabkamen. Der südlichere kam vom Osttor des Tempels, dem jetzt geschlossenen „Goldenen Tore", der nördlichere von der damaligen Nordostecke der Stadt. Wer im alten Jerusalem mit



Phot. Bruno Hentschels Kunstverlag, Leipzig.

**4. Himmelfahrtskuppe von Westen, 1865.**

Auf dem Gipfel Minaret bei der Himmelfahrtsstätte, rechts Stätte des Weinens Jesu, am Fuße links Vorhof des Mariengrabes und der Stätte des Verrats, rechts Franziskaner-Gethsemane, in der Mitte Straßendamm im Kidrontal.



Phot. P. Lohmann.

**5. Galiläakuppe von Südwest, 1911.**

Links unten sog. Kidronbrücke, weiter rechts Franziskaner-Gethsemane, russische Magdalenakirche.

nördlicher Umgehung des Tempels nach dem Ölberg wollte, benutzte den letzteren. Ein in dieser Gegend einst herabkommender Seitenzweig des Kidrontals erleichterte den Abstieg zum Haupttal. Vom Tempel her nahm man natürlich den Weg vom „Goldenen Tore“ her, der recht steil gewesen sein wird und gewiß mehrfach mit Stufen versehen war. Auf ihm müssen wir uns Jesus denken, wenn er in seinen letzten Lebenstagen vom Tempel sich abends in sein Nachtquartier Bethanien begab (Mk. 11, 11). Aber vor allem ist dieser Weg mit der Fortsetzung über den Ölberg bedeutsam als die Stätte seines feierlichen Einzuges zu Esel unter dem Hosiannaruf seiner Begleitung. Er war von Jericho, also einen etwa fünfstündigen Weg, zu Fuß gekommen, hatte sich aber in Bethanien, an dem er vorüberkam, nicht aufhalten wollen, sondern noch am gleichen Tage in den Tempel einziehen. Da hatte er auf dem Ostabhange des Ölbergs bei Bethphage, das vielleicht unterhalb der Russenkuppe am Wege lag, einen Esel für sich nehmen lassen und legte auf ihm reitend das letzte Stück des anstrengenden Weges zurück. Das war an sich wohl begreiflich und natürlich; es hat aber dazu beigetragen, daß der Zug von den Jüngern in das Licht eines Prophetenwortes gestellt wurde, das dem messianischen Könige galt: „Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, sanftmütig und reitet auf einem Esel und auf einem jungen Füllen der Eselin.“ Sach. 9, 9. Damals hieben die Begleiter Jesu Zweige von den Bäumen, um sie auf den Weg zu streuen (Mk. 11, 8). Nach Johannes (12, 13) kam man ihm aus der Stadt entgegen mit Palmenzweigen in den Händen. Es wird vorausgesetzt, daß man zu feierlichen Begrüßungen sich mit Palmenzweigen versah, die man natürlich nicht so rasch überall vom Baum schneiden konnte, wie es die Maler gern annehmen. In jener Zeit wie jetzt wird innerhalb der Stadt das Einerlei der Häusermasse durch einzelne Palmen belebt worden sein, die man solchen Zwecken dienstbar machen konnte. Im 4. Jahrhundert fand Kyrill es bemerkenswert, daß gerade am Fuße des Ölberges beim Bethanienwege eine Palme stand. Aber für Festzeiten, wie auch jetzt für Palmarum, reichten diese Palmen nicht hin. Man brachte die Zweige von Jericho oder Jaffa und verkaufte sie auf dem Markte. Die Zweige, welche man Jesu auf den Weg streute, waren aber gewiß nicht von Palmen genommen, sondern, wie es sich am Ölberge von selbst versteht, von den immergrünen Oliven. Daß die Besitzer dazu scheel gesehen haben, kümmerte die Volksmenge nicht. Da zu Ostern die Blüten noch nicht entwickelt sind, war auch der Schaden ein kaum nennenswerter. Von immergrünen

Bäumen mag es schon damals hier am Ölberg noch Johannisbrotbäume gegeben haben. Ihr schönes, dunkelgrünes, glänzendes Laub spendet dichten Schatten. Aber der Baum wird als dämonisch vom Volke gescheut, er ist nicht Segensträger wie die Olive.

## V. Gethsemane.

Die Oliven am Ölberg haben in der Geschichte Jesu noch ein zweites Mal eine Bedeutung gehabt. Sie waren Zeugen seines Einzuges unter den Jubelrufen des Volkes, aber auch seiner Herzensangst, als er seinen Vater bat: „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir!“ (Matth. 26, 39), und der Schande der Menschheit, als der Zwölfen einer ihm um den Hals fiel und ihn küßte, damit die Schergen den rechten griffen (Matth. 26, 48 f.). Acht Ölbäume, die über fünfhundert Jahre alt sein dürften, werden jetzt nahe dem Fuße des Berges rechts vom Ölbergwege in einem Garten von den Franziskanern gepflegt, damit man des Ereignisses von Gethsemane gedenke. Oberhalb ist ein Fels am Wege, auf dem man sich die drei Jünger schlafend denkt. Die neuerdings aufgefundene Ruine einer Kirche daneben beweist, daß die Verehrung der Stätte bis ins 4. Jahrhundert hinaufreicht. Ziemlich weit ab davon im Norden liegt am Bergabhang eine geräumige Grotte, in deren Nähe man damals die Stätte des Verrats nicht mit Unrecht suchte und die man jetzt mit weniger Recht nach der „Todesangst“ Jesu benennt. Sie war vielleicht die Ölkelter, welche der ganzen Umgebung den Namen Gethsemane, d. h. eben „Ölkelter“, verlieh. Es ist freilich wahrscheinlich, daß der Ort, an den Jesus sich zum Gebet zurückzog, noch mehr entlegen war als der jetzige Garten, am ehesten nach Norden hin, wo auch jetzt die Ölgärten sich noch weiter ausdehnen und nicht wie im Franziskanergarten durch üppige Blumenbeete ihre Ursprünglichkeit verloren haben. Aber es kommt auf den genauen Punkt nicht an. Das eine ist gewiß, daß der Fuß des Ölberges die Stätte war, an welcher Jesus mit seinen Jüngern in seiner letzten Nacht weilte, und wir dürfen annehmen, daß sie vom Wege nach Bethanien nicht weit ab lag, weil es ein Ort war, den Jesus in dieser Zeit öfters aufsuchte (Joh. 18, 2).

## VI. Jesu Weinen über Jerusalem.

Wir steigen nun auf dem mittleren Ölbergwege, dem Bethanienwege, zum Gipfel hinauf und haben dabei zuerst zur Rechten einen besonders mit Kiefern bepflanzten Garten, in welchem die Russen eine

Maria-Magdalena-Kirche mit vergoldeten Zwiebelkuppeln errichtet haben, übrigens ohne zu behaupten, daß sie den echten Gethsemanegarten besäßen, wie Unwissende es ihnen zuschreiben. Unser Weg ist so steil, daß ich ihn nicht gern aufwärts, aber ganz sicher nicht abwärts reiten möchte, obwohl ich an das Reiten auf Gebirgspfaden gewöhnt bin. Deshalb bin ich nicht gewiß, ob Jesus ihn wirklich bei seinem Einzuge zu Esel hat benutzen können, wie die kirchliche Tradition es annahm; wenn er nicht an dieser Stelle zu Fuß ging. Der südliche Nebenweg, den man neuerdings sogar mit dem Wagen herunterfährt, würde besser brauchbar gewesen sein. Damit ist auch gegeben, daß die moslemische Ruine links am Wege auf halber Höhe, welche jetzt als die Stätte des Weinens Jesu über Jerusalem bezeichnet wird, wohl den Punkt nicht ganz richtig bezeichnet. Aber mag es so sein! Jede Stelle am Abhang, welche den vollen Blick auf die Stadt gewährt, schafft in uns einen ähnlichen Eindruck wie den, welchen Jesu Auge einst erhielt. Besonders wenn man von Jericho heraufkommt und stundenlang durch die Einöde gezogen ist, wird man immer wieder überwältigt von der groß und gewaltig dreinschauenden Stadt, die sich plötzlich in nächster Nähe vor dem Auge ausbreitet, wenn man die Höhe des Ölberges überschritten hat. Jesu preßte dieser Anblick Tränen aus. „Wenn doch auch du wenigstens heute erkenntest, zu dieser deiner Zeit, was zum Frieden dienet! Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen.“ Lk. 19, 42. Alle Herrlichkeit der Stadt und ihres Tempels, dessen weite Hallen man hier sich gegenüber hatte, ist dem Untergang geweiht, weil sie, die er so gern gerettet hätte, sich nicht retten ließ. So mußte seine Tötung das Maß ihrer Schuld vollmachen.

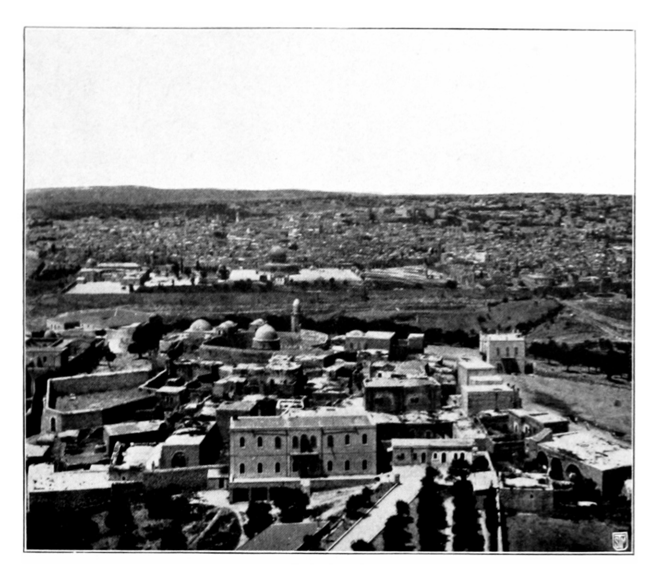
Jetzt ist das Bild der Stadt nicht ganz das, was es zu Jesu Zeit war. Aber es ist doch nicht schwierig, aus ihm das herauszulesen, was ihm vorzugsweise ins Auge fiel. Zunächst gegenüber breitet sich der Platz des alten Tempels aus. Wir ersetzen den blau schimmernden Felsendom durch die blendend weiße hohe Vorderfront des Tempelhauses, die aksa-Moschee durch die lange Basilika des Herodes, die alte Kaserne zur Rechten durch die trotzige viertürmige Burg Antonia. Der mächtige Davidsturm im Hintergrund, dem der ursprüngliche Aufbau fehlt, gibt an, wo der glänzende Palast des Herodes stand, der zur Residenz des römischen Gouverneurs geworden war. Aber der Turm zeigt auch, auf welcher Linie sich die älteste Stadt durch eine hohe Mauer von der Vorstadt abgrenzte, welche hinter dem Tempelplatz das Tal überbaut hatte. Wo jetzt die beiden

Kuppeln der Grabeskirche ragen, schob sich damals eine Ecke freien Feldes, eine Stätte von Gräbern, mit Olivengärten bedeckt, zwischen Stadt und Vorstadt. Ob Jesus ahnte, was diese Stätte ihm bedeutete? Was er beachtete, war vor allem das seinem hohen Zwecke entfremdete Gotteshaus im Vordergrund und die beiden Zwingburgen der heidnischen Römer rechts und in der Höhe. Eine unlösbare Dissonanz in der scheinbaren Harmonie des Stadtbildes, hinter der er das Unheil lauern sah. O Jerusalem! wenn du doch wüßtest, was zu deinem Frieden dient! Wenn du wüßtest, was dir fehlt! Der Gott, von dem du meinst, er müsse für dich kämpfen, ist ausgezogen von seinem Hause, er hat es dir überlassen (Luk. 13, 34, ursprüngl. Text).

## VII. Der verfluchte Feigenbaum.

Am Ölbergwege fehlen nicht einzelne Feigenbäume. Zur Himmelfahrtszeit sind sie alle belaubt, um Ostern wäre ein belaubter Baum eine Ausnahme. Die meisten würden noch ihre hellgrauen Zweige nackt nach allen Seiten strecken und nur an den Enden die ersten jungen Triebe mit Fruchtansätzen zeigen. Wenn ein Feigenbaum Blätter hat, können ihm die Fruchtansätze nicht fehlen, obwohl zu Ostern nur unreife saftlose Früchte zu erwarten sind, die indessen der Palästiner gerade als erste Frucht des neuen Triebes nicht verschmäht. Fehlen sie doch, so ist der Baum geil, er hat den Schein üppigen Lebens, aber die fruchtbildende Kraft fehlt. Wäre es Feigenzeit, also August, oder auch nur die Zeit der von Saft strotzenden Frühfeigen im Juni, wenn alle Feigenbäume belaubt sind, gäbe das Laub eines Baumes kein Recht auf besondere Erwartungen, zumal die Früchte auch gepflückt sein können[1]. Man kann sich's kaum anders denken, als daß Jesus, in dessen Sinn sein Volk und dessen Hauptstadt war, auf dem Wege über den Ölberg bei dem belaubten Feigenbaum, auf dem er vergebens nach Frucht suchte und der nun nie wieder Feigen tragen sollte (Mk. 11, 14), an Jerusalem dachte. Wie ist der Glanz der Stadt des Tempels und der frommen Feste so hohl und des inneren Wertes bar, den sie in Anspruch nimmt! Darum ist sie dem Untergang geweiht. Jesu Handlung am Feigenbaume des Ölbergs ist ein Gleichnis von dem bevorstehenden Gericht. Indes hat Jesus es seinen Jüngern diesmal nicht gedeutet, sondern nur, als sie am Äußeren haften blieben, darauf hingewiesen, daß dies nur eine Kleinigkeit ist. Wer im Glauben Gott bei sich hat, kann Größeres (Mk. 14, 22 f.).

[1] So erklärt sich die Bemerkung Mk. 11, 13: „Denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten."



Phot. Bruno Hentschels Kunstverlag, Leipzig.

6. Himmelfahrtskuppe und Jerusalem vom Russenturm. 1910.

In der Mitte Hof, Kapelle und Minaret der Himmelfahrtsstätte, links Vaterunser-Heiligtum, im Hintergrund Jerusalem, rechts Neustadt bis zur Abessinischen Kirche.



Phot. Bruno Hentschels Kunstverlag, Leipzig.

7. Ölbergskette von Osten, 1910.

Links Bethanien, nach rechts Kuppe bei der Bethphage-Kapelle, Russenkuppe, Deutsche Kuppe, Jüdische Kuppe mit Haus von Gray Hill, in der Mitte Straße nach Jericho.

## VIII. Die Stätte der Rede vom Ende.

Wir sind auf die Höhe des Berges gelangt und stehen vor dem Eingang zu einer umfangreichen Baugruppe rechts vom Bethanienwege, die dem Karmeliterorden gehört. Drinnen betreten wir zunächst einen weiten, nach Osten ansteigenden Hof, in dessen Boden zu beiden Seiten Gräben mit Mauerresten auffallen. Hinter dem Hof folgt ein Kreuzgang, dessen Wände mit dem Vaterunser in allen möglichen Sprachen der Welt beschrieben sind, weil man aus Luk. 11, 1, vgl. 10, 38, Joh. 11, 1 schließen wollte, Jesus habe dies Gebet auf dem Ölberge gelehrt. Wichtiger ist uns, daß man unter diesem Kreuzgang die Reste einer kleinen Grotte gefunden hat, von welcher der Zusammenhang mit den sonst in der Umgebung entdeckten Bauresten wahrscheinlich macht, daß sie einmal einer Kirche als Krypta gedient hat. Diese Kirche konnte an dieser Stelle nur die berühmte, von Kaiser Konstantin erbaute Eleona, die Ölbergsbasilika sein, deren Heiligtum eine Höhle war. Sie galt den Christen als die Stätte, wo Jesus seine Jünger über das Ende belehrte, dem sie wachend entgegengehen müssen, wenn es ihnen nicht den Untergang, sondern die Erlösung bringen soll (Mk. 13, 5 ff.). Ob man wirklich zuverlässige Nachricht über den Ort dieser Belehrung hatte, wissen wir nicht. Aber wenn Jesus dabei „auf dem Ölberg gegenüber dem Tempel" saß, wie Markus berichtet (13, 3), muß es hier irgendwo gewesen sein, wenn auch gewiß nicht im Innern einer Höhle. Nur schade, daß die freie Aussicht von dieser Stätte nach der Stadt zu jetzt verbaut ist, sonst würde man noch lebhafter empfinden, wie Jesu prophetische Rede aus der Betrachtung des dem Untergang geweihten Jerusalem erwuchs.

## IX. Die Himmelfahrtsstätte.

Nur wenige Schritte in nördlicher Richtung führen von der Lehrkirche des Ölbergs zu der von den Moslems gehüteten Himmelfahrtsstätte, wo aber an Himmelfahrt auch christliche Messe gehalten werden darf. Seit dem Ende des 4. Jahrhunderts schmückte sie ein großes Oktogon, dessen Kuppel in der Mitte eine große Öffnung freiließ, damit der Weg vom Berge zum Himmel offen sei. Gerade darunter bedeckte damals eine kreisrunde eherne Scheibe von etwa 1½ m Durchmesser den Boden, aber ein Loch in ihrer Mitte erlaubte den Pilgern, ihn selbst zu berühren und die im Staube offenbar durch Priesterbetrug immer neu hergestellten Eindrücke der Füße Jesu zu betrachten. Jetzt ist der Zentralbau zu einem offenen Hof geworden, in dessen Mitte eine kleine Kapelle einen Stein, der dem Gipfel des Berges gar nicht

angehören kann, mit einem vermeintlichen Fußabdrucke Jesu umschließt. Uns scheint eine derartige Lokalisierung eines Ereignisses der heiligen Geschichte mehr albern als ehrwürdig. Die Frage nach ihrem Orte wird uns dadurch nicht erspart. Viele sagen, hier sei schon zu Jesu Zeit eine Ortschaft gewesen, wie sich auch jetzt an die Himmelfahrtsstätte ein elendes Dörfchen schließt. Deshalb könne Jesu Abschied von den Jüngern hier nicht stattgefunden haben. Aber nach 2. Sam. 15, 32 befand sich auf dem Ölberg eine alte Anbetungsstätte, und noch die jüdische Tradition nimmt an, daß man hier gegenüber dem Tempel auf einem Herde die Reinigungsasche von der roten Kuh (4. Mos. 19, 2 ff.) herstellte, setzt also voraus, daß der Platz in keiner Weise mit Unreinheit behaftet war. Kein Dorf kann hier gestanden haben, auch das jetzige Dörfchen ist nicht altbezeugt. Somit ließe sich eine letzte Zusammenkunft Jesu mit seinen Jüngern hier denken. Aber nach Lk. 24, 50 geschah sie „in der Richtung gegen Bethanien". Das sieht nicht aus, als habe man damals mit Bestimmtheit an den höchsten Punkt des Ölberges gedacht oder überhaupt den genauen Ort gewußt. Man könnte ebensogut auf dem Wege nach Bethanien, das hier immer noch über 1 km entfernt ist, weiter ostwärts gehen. Es scheint auch, als habe die kirchliche Tradition anfänglich nur jene Höhle als sichere Stätte des Weilens Jesu auf dem Ölberg gekannt und angenommen, die Himmelfahrt habe irgendwo in ihrer Nähe stattgefunden. Die Kirche über der Höhle galt deshalb auch der Himmelfahrt, deren Stätte man indes schon damals außerhalb auf einem Hügel zeigte. Jedes Suchen nach der echten Stätte der Himmelfahrt bleibt bei dem Fehlen genauer Angaben in den alten Berichten vergeblich. Gewiß ist nur, daß der Ölberg eine wichtige Stätte des Zusammenseins Jesu mit seinen Jüngern war, bis er segnend von ihnen schied, und wertvoller als alles wehmütige Schauen gen Himmel ist hier das Gedenken an das Abschiedswort des Meisters, dessen Zeugen die Seinen sein sollen bis an das Ende der Erde (Apg. 1, 8). Der Ölberg wird hier zur Warte, von der der Blick über die ganze Erde schweift, ein Ausgangspunkt der Mission des Christentums, die auch uns in den Dienst des gen Himmel Gefahrenen beruft.

## X. Die Aussicht vom Russenturm.

An der Himmelfahrtsstätte der Tradition hemmen jetzt die umgebenden Mauern jeden Blick in die Weite. Wollen wir ihn gewinnen, müssen wir uns nach der nahen Russenkuppe des Ölbergs begeben. Durch einen hübschen Zypressenhain, bei dem unser Kaiser

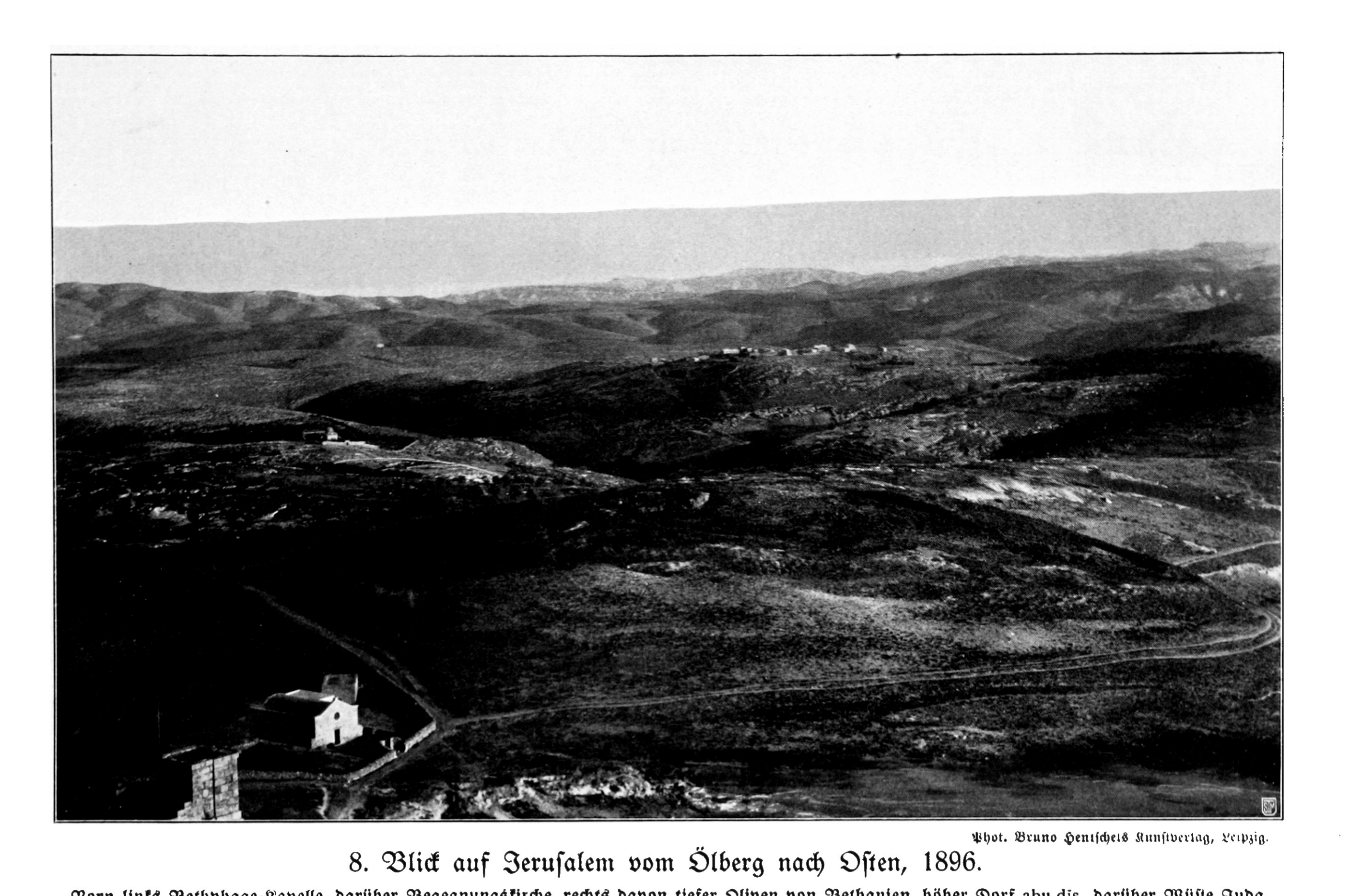
einst sich eine Andacht halten ließ, führt unser Weg. Man behauptet, die Russen meinten, der auffahrende Jesus habe dort noch einmal den Boden mit seinen Füßen berührt. Aber keine so kindische Tradition wird von der Orthodoxen Kirche berichtet. In alter Zeit haben hier Klöster und Kapellen gestanden. Aber nicht ihre Reste oder die neue Kuppelkirche der Russen, sondern ihr hoher Glockenturm zieht uns an. Eine eiserne Wendeltreppe führt darin hinauf mit so freiem Blick durch die offenen Bogen seiner Stockwerke, daß schon mancher Ersteiger schwindelnd umgekehrt ist, ehe er den Umgang um das spitze Turmdach erreichte. Der Leiter der elektrischen Hinrichtungen von New York, mit dem ich vor 17 Jahren zum erstenmal an diesem Turme stand, protestierte von vornherein gegen die Besteigung. Aber oben welch erhabene Rundsicht! Niemand, der Jerusalem besucht, kann sich ihrem Reize entziehen. Am wenigsten weit sieht man im Westen, wo Jerusalem in seiner ganzen Ausdehnung sich ausbreitet. Das Kidrontal ist zum großen Teil durch die Himmelfahrtskuppe bedeckt, in deren Heiligtum wir hineinschauen. Im Hintergrunde der langgedehnten Stadt, die wir früher aus größerer Nähe überblickten, erfreut das Auge das Grün von Olivenhainen, deren Kranz das Stadtbild umfaßt. Flache Hügel mit Weinbergen und Getreidefeldern bilden den Horizont, der hier nur 5 km entfernt ist. Viel weniger beschränkt ist der Blick in den anderen Himmelsrichtungen, der uns jetzt vor allem fesselt. Im Süden suchen wir in dem Gebirge Judas das betürmte Bethlehem auf dem Saum seiner Höhe und die Burg des Herodesgrabes, deren Hügel wie ein alter Krater aussieht. Nordwärts erscheint vom Lande Benjamins hauptsächlich sein östlicher Abfall zur Wüste mit dem Gelände des feindlichen Zuges von Jesaja 10. Anathoth, Rama, Geba und Asmaweth sind unverkennbar, auch dēr dīwān in seinen Oliven und der Hügel von Ai. Von höherer Warte schaut Ephrem-eṭ-ṭaijibe herüber, dahinter verdeckt die Bergkette des Baal Hazor mit ihren als dunkle Punkte erscheinenden Eichenhainen auf dem Westgipfel das samaritische Land.

Am weitesten sieht man nach Osten, Nordosten und Südosten, wo erst bei 80—100 km Entfernung der Sehweite Grenzen gesetzt werden. Man kann sich's hier leicht vorstellen, wie einst von hier aus durch Feuerzeichen der Monatsbeginn nach Galiläa und weiterhin kundgegeben wurde. Sobald hier das Feuer aufflammte, erschien ein zweites auf der Spitze von ḳarn sarṭabe im Nordosten, von wo es dann über das Agrippion (wohl kōkab el-haua = Belvoir)[1] nach dem

[1] Schwerlich das Gilboagebirge, wie S. Klein in Jahrbuch Jerusalem X annimmt.

Tabor weiter gegeben wurde, um so nach dem Hauran zu gelangen (Mischna, Rosch ha-Schana II 4, ergänzt nach Tos. R. h. S. II 2). — Zuerst wird das Auge gefesselt von dem 1200 m tiefer liegenden blauen Spiegel des Toten Meeres, über dem weißer Dunst brütet. Man sieht deutlich, wie der Jordan von Norden in den See mündet, und verfolgt das grüne Band in weißer, wüstenhafter Umgebung, das den Lauf des von Bäumen umrahmten Flusses bezeichnet. Jenseit dieses Tals und des Toten Meeres steigt die hohe durchschluchtete Wand des moabitischen Landes bläulich empor. Wir suchen in ihr den nicht leicht erkennbaren Vorsprung des Nebo, von dem aus Moses sehnsüchtig hier herüberschaute. Im Südosten grüßt nahe dem Horizont die Bergfeste von el-kerak, einst Kir Moab, über seinem zum Toten Meer hinunterlaufenden Tal. Im Nordosten durchbricht der Jabbok, über den einst Jakob bei Pniel ging, die Berglandschaft von Gilead, und die „Eliasfeste" jenseits desselben mahnt daran, daß ein großer Prophet dort seine Heimat hatte. Diesseits der Tiefe, die vor den Zeiten der Menschen durch einen gewaltigen Einbruch entstand, reiht sich Hügelkette an Hügelkette in weichen Formen, von braun bis zum hellsten Gelb, Grau und Weiß abgetönt. Noch zeigt hier und da in der Nähe ein matter grüner Schimmer und gelbes Getreideland, wie das bebaubare Land sich in die Kalkwüste dieser Hügel hineinzieht. Weidende Herden oder schmale lange Kolonnen von weißen Schafen und schwarzen Ziegen lassen sich an einigen Stellen erkennen, vielleicht auch irgendwo ein schwarzes Beduinenzelt wie ein rechteckiger kleiner Fleck. Mitten in der Einöde steigt die Straße nach Jericho zu der rotschimmernden Höhe des sogenannten Chans des barmherzigen Samariters hinauf, und man gedenkt des Heilands, der einem Raubüberfall an diesem Wege seine Lehre von dem, der unser Nächster ist, abgewann. In nächster Nähe unter uns glänzt die weiße Kapelle von Bethphage, weiterhin unterbrechen die Ölgärten der Dörfer Bethanien und abu dīs die baumlose Öde der Landschaft. Das Türmchen des Klosters der Begegnung von Jesus und Martha ruft ins Gedächtnis das Wort dessen, der dort von Jericho heraufkam zum Sterben und Auferstehen, der der Schwester des Lazarus zurief: „Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe" (Joh. 11, 25). Am Fuß des Russenturmes befindet sich neben andern moslemischen Heiligengräbern ein Doppelgrab, ed-dscherāhīt[1]. Wer sich da niederlegt, soll vom Fieber geheilt werden. Tote Heilige sollen hier die Lebenskraft ausströmen, die nur der Heiland verbürgt.

[1] Kahle, PJB 1911, S. 90 f. Vielleicht besser dscherāḥīd.



Phot. Bruno Hentschels Kunstverlag, Leipzig.

8. Blick auf Jerusalem vom Ölberg nach Osten, 1896.

Vorn links Bethphage-Kapelle, darüber Begegnungskirche, rechts davon tiefer Oliven von Bethanien, höher Dorf abu dis, darüber Wüste Juda, im Hintergrund Totes Meer und Moabiterland.

Woran mag Jesus gedacht haben, wenn er, wie es oft geschehen sein muß, von diesem großartigsten Aussichtspunkt in ganz Judäa die weite Landschaft unter sich sah? Einen Gedanken, der ihm nahe lag, können wir ahnen. Vor sich hatte er hier im Osten die Wüste der Versuchung, deren Steine ihm Brot werden sollten, hinter sich unten in der Stadt die Zinne des Tempels, auf der er mit dem Versucher stand, ringsherum überschaute er alle „Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit" (Matth. 4,8). Aber die Herrschaft, die er begehrt, ist eine andere. Sie muß ihm von Gott verliehen werden, der sie ihm nur gibt, wenn er unter Verzicht auf diese schöne Erde in den Tod geht.

## XI. „Galiläa auf dem Ölberg."

Auch die dritte Kuppe, die eigentlich nicht mehr zum Ölberge gehört, ist eines Besuches wert. Vom Eingang zum Gebiete der Russen wenden wir uns nordwärts und gelangen auf der hier beginnenden Straße, welche der Sultan für den Deutschen Kaiser anlegen ließ, an das Eingangstor eines großen ummauerten Gartens, über dem in griechischer Sprache geschrieben steht: „Die Elfe gingen nach Galiläa, auf den Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte" (Matth. 28, 16). Die Kuppe hätte danach zu Jesu Zeit den Namen Galiläa getragen. Manche meinen, daß eine Herberge für die galiläischen Pilger hier stand und die Veranlassung des Namens wurde. Daß sich für diesen Berg Galiläa bei Jerusalem allerlei anführen läßt, sieht man aus der gelehrten Schrift des Leipziger Professors Hofmann, die solche Zeugnisse sammelt. Jedenfalls ist diese Annahme vernünftiger als die Vorstellung mancher lateinischen Christen, als seien die Jünger nach Jesu Himmelfahrt hier 400 m von der Himmelfahrtsstätte von den Engeln mit: „Ihr Männer von Galiläa" angeredet worden (Apg. 1, 11). Wir glauben nicht, daß die Griechen recht haben, und sehen also in ihrer freundlichen neuen Apostelkirche mitten im Garten nicht die Bezeichnung einer historischen Stätte. Noch weniger Bedeutung hat für uns die Sage von Maria, der Mutter Jesu, welche hierher ging, um ihres Sohnes zu gedenken, und die an dieser Stelle die Ankündigung ihres Todes erhielt. Eine Kapelle am Südende des Gartens soll die Aufmerksamkeit der Pilger darauf lenken. Aber trotzdem darf der freundliche Galiläagarten die Erinnerung daran wecken, daß der gen Himmel Gefahrene in Galiläa den Befehl, die Völker zu lehren und auf den Namen des dreieinigen Gottes zu taufen, hinterließ (Matth. 28, 19 f.), und daß nur die Kirche seines Namens wert ist und seine Allmacht im Himmel und auf Erden zur Verfügung hat, welche diesem Befehle nachkommt.

## XII. Die Deutsche Kuppe.

Schon längst ist dem Besucher des Berges der machtvolle Bau der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung aufgefallen, der etwa ½ km nördlich von der Galiläakuppe, auf der nächsten Erhebung der hier angeschlossenen Hügelkette noch einige Meter höher steht als die Ölbergspitze. Der östliche Vorsprung dieser Kuppe, auf welchem der Bau errichtet ist, heißt umm et-ṭalaʿ „Ort der Fernsicht", ein westlicher Vorsprung ez-zaʿwēḳa. Niemandem würde es einfallen, die arabische Bezeichnung des Ölberges eṭ-ṭūr „der Berg" dorthin auszudehnen. Bei Amerikanern, Engländern und Franzosen ist es üblich geworden, die ganze Bergkette von der Galiläakuppe an bis dahin, wo sie die Straße nach Samarien überschreitet, mit dem Gesamtnamen „Skopus" zu belegen. Auch das ist unerlaubt, denn Josephus (Bell. Jud. V 2, 3) bezeichnet mit skopos „Aussicht" nur den Punkt, wo der von Norden Kommende zum erstenmal Jerusalem überschaut (s. oben S. 55). Seit jener Bau als ein Wahrzeichen deutscher Liebe zum Heiligen Lande unter dem Protektorat der Deutschen Kaiserin in den Jahren 1907—10 errichtet wurde, ist es bei den Deutschen in Jerusalem, nicht bei anderen Nationen[1], üblich geworden, dem Namen Ölberg eine bis dahin unbekannte Ausdehnung zu verleihen. Da der deutsche Bau eine „Himmelfahrtskirche" in sich schließt, bedeutet die Erweiterung des Namens auch einen Anspruch auf seine geschichtliche Wertung und hat eine bedenkliche Verwirrung der geschichtlichen Vorstellung zur notwendigen Folge. Immerhin wird es erlaubt sein, wie ich es schon vor dem Bau der „Ölbergstiftung" getan habe, die ganze Bergkette nach ihrem bekanntesten Endgipfel als die „Ölbergkette" zu bezeichnen, und wir fügen dann zur Russenkuppe die „Deutsche Kuppe", an welche sich dann künftig vielleicht die „Jüdische Kuppe" als Stätte der geplanten jüdischen Universität schließen mag.

Da es Himmelfahrtstag ist, laden die Glocken vom Turme des Kaiserinhospizes in die „Himmelfahrtskirche". Wir durchschreiten den Garten, in welchem Ölbäume, Kiefern und Zedern den von Arkaden umgebenen romanischen Bau zu umrahmen beginnen und treten in den hohen, von gelbem Licht erhellten Innenraum, der an die romanischen Kirchen Hildesheims erinnert. Aus glitzerndem Goldmosaik schaut in der Apside über dem Altar der verklärte Heiland zwischen Moses und Elias. Ein vieltürmiges himmlisches Jerusalem ist an die flache

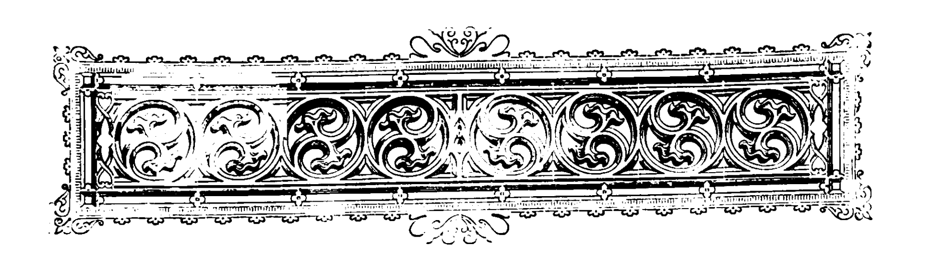
---

[1] Von einer in Jerusalem allgemeinen Wandelung des geographischen Begriffes ist nicht die Rede, weshalb auch Baedekers Reisehandbuch sie nicht verbreiten durfte.

Holzdecke gemalt. Mehr katholischer Stimmung entsprechen links und rechts an den Wänden des Chors die Mosaikbilder des im Arme einer thronenden Maria angebeteten Kindes Jesu und des Gekreuzigten, neben dem Maria im Schmerz zusammenbricht. Seit den Stiftungen der byzantinischen Kaiser hat Jerusalem nicht mehr solchen Schmuck in den Gotteshäusern gesehen. Indessen wer vom Ölberge herkommt, sucht in der Himmelfahrtskirche nicht goldglänzende Pracht, sondern die Gemeinde des zum Himmel Gefahrenen, um mit ihr den Herrn anzubeten, der hienieden gern mit den Seinen auf dem Ölberge weilte.

Außer zwei Grabanlagen ist kein anderes Altertum auf der „Deutschen Kuppe" entdeckt worden als die Römerstraße, welche auf ihrer Südseite von Jericho nach Jerusalem vorüberzog und quer über ihrem Rücken durch den jetzigen Vorgarten der Stiftung einen Zweig nach dem Norden entsandte. Ein Meilenstein stand ehemals nicht weit vom jetzigen Pförtnerhause. Dieser Straßenzweig bedeutete eine Verbindung zwischen der Jerichostraße und dem von Jerusalem nordwärts führenden Verkehrswege. Seine rohen, meist aus Silex bestehenden Steine, die jetzt an dieser Stelle verschwunden sind, sahen nicht aus nach hoher Kultur, aber sie verkündeten den machtvollen Willen der römischen Herrscher, die Militärposten an der arabischen Grenze in guter Verbindung zu halten mit der Provinzialhauptstadt Caesarea am Mittelmeer und durch sie mit Rom, dem Mittelpunkt des Reiches. So stehen die Steine der Römerstraße in grellem Gegensatz zu dem Liebeswerk der Stiftung auf der Deutschen Kuppe. Aber sie sind doch Wahrzeichen der Herrschaft, auf deren Militärstraße Paulus als Gefangener über Caesarea nach Rom kam und dadurch den Missionsbefehl, der auf dem Ölberge erging, zur Ausführung brachte. Ölberg und Kapitol traten damals in Beziehung, und der römische Kaiser mußte gegen seinen Willen dem Nazarener vom Ölberge dienen.





# Arabische Berichte über das Wunder des heiligen Feuers.

Von Privatdozent Dr. Richard Hartmann in Kiel.

Wohl jedem, der einmal um die Osterzeit in Jerusalem war, ist das Fest des heiligen Feuers am Samstag vor dem griechischen Ostern in der Grabeskirche in unvergeßlicher Erinnerung. Bekanntlich schreibt die große Masse des gläubigen Volks dem Licht, das der Patriarch aus einer Öffnung des Grabgebäudes herausreicht, wunderbare Entstehung zu, während heute wenigstens der gebildete griechische Klerus selbst das „Wunder" preisgibt. Die Zeremonie, die dem Empfinden gerade des religiös gestimmten Abendländers wenig entspricht, ist vielen ein schweres Ärgernis geworden. So ist es nicht auffallend, daß Europäer, die es überhaupt der Mühe wert gefunden haben, sich mit dem Problem dieses Lichtfestes zu befassen, es gelegentlich kurzweg als Pfaffentrug abtun zu können glaubten. Auf der anderen Seite ist aber nicht zu vergessen, daß das Lichtwunder in der Grabeskirche jahrhundertelang zweifellos Unzähligen innere Kraft geschenkt hat. Der Maßstab der objektiven Wirklichkeit ist gegenüber den Phänomenen der religiösen Erscheinungswelt unzureichend. Das „Wunder" — im groben Sinn der Durchbrechung des Naturzusammenhangs, den es für die Menge der Gläubigen doch immer hat — ist nicht durch seine „Echtheit", die die rationalisierende Kritik stets bestreitet, sondern durch den religiösen Gedanken, den es versinnbildlicht, und durch den Glauben, der ihm beigelegt wird, für den unparteiischen historischen Beobachter eine reale Größe. So haben denn auch Arbeiten, die in gerechterer Würdigung des zugrundeliegenden Gedankengehalts diesem Gesichtspunkt Rechnung trugen, weiter geführt als alle Untersuchungen, die von dem Gedanken der Polemik oder Apologetik beherrscht sind. Zwei Abhandlungen sind in den letzten Jahren er-

schienen, die die Frage nach dem Ursprung und Wesen des heiligen Feuers auf eine neue Grundlage gestellt haben, die Arbeit von Gustav Klameth, Das Karsamstagsfeuerwunder der heiligen Grabeskirche (Studien und Mitteilungen aus dem kirchengeschichtlichen Seminar der theologischen Fakultät der k. k. Universität in Wien, Heft 13), Wien 1913, und der Aufsatz von Bernhard Schmidt[1], Die Feier des heiligen Feuers in der Grabeskirche, im vorigen Jahrgang dieses Jahrbuchs, S. 85—118.

Schmidt hat es so gut wie sicher gemacht, daß das Lichtfest die sinnbildliche Darstellung der siegreichen Niederfahrt des Christus in die Unterwelt ist. Damit ist zwar nicht eine Rechtfertigung der abergläubischen Einzelelemente der Feier, wohl aber eine billigere Beurteilung der ganzen Zeremonie angebahnt. Was die Geschichte des Festes betrifft, so scheint es sich in Verwandtschaft mit in der abendländischen Kirche noch heute erhaltenen Bräuchen der Lichterneuerung am Ostersamstag im Anschluß an einen älteren alltäglichen einfacheren Ritus in der Grabeskirche allmählich zu der heutigen Form entwickelt zu haben, die wir in den Grundzügen jedenfalls schon in der Periode der Kreuzzüge abgeschlossen vorfinden. Für die nicht ganz klar liegenden Einzelfragen sei hier nur auf die beiden genannten Aufsätze verwiesen. Das „Wunder" der himmlischen Herkunft des heiligen Lichtes, für das man in wunderbaren Lichterscheinungen bei der Aus-

[1] [Leider hat Lic. Dr. B. Schmidt die von ihm geplanten Ergänzungen zu seinem vorjährigen Aufsatz infolge seiner Einberufung in den Dienst unseres Heeres nicht liefern können. Deshalb sei hier aufmerksam gemacht auf die beachtenswerten Mitteilungen über das heilige Feuer, welche Quaresmius um 1620 in Elucidatio II, S. 556 ff. liefert. Zu seiner Zeit wurde das Feuer von den Abessiniern mit Stahl und Feuerstein entzündet und aus dem Grabe herausgebracht, so daß also die Griechen sich damals damit nicht befaßten. Früher sei es wunderbar entstanden, wie durch die Zeugnisse des Presbyters Hermann, des Mönchs Bernhard, des Johannes Cantacuzenus, des Rudolphus, des Vitriacus und des Papstes Urban II. (1088—1099) feststehe. Außerdem verweist er auf das Zeugnis der Boten der Königin Radegundis (um 500), welche in der Osternacht vor dem Altar der Grabeskirche einen Funken zu einem großen Licht werden sahen. — Nach Mon. Germ. Hist. Script. VII, S. 720 wurde um 1061 in einem Altar zu Monte Casino mit anderen Reliquien verwahrt „Öl aus der Lampe des Heiligen Grabes, welche jedes Jahr am heiligen Ostersabbat auf sehr wunderbare Weise in Gegenwart aller vom Himmel her entzündet wird". Ein zum Karfreitag in Beziehung stehendes Lichtwunder glaubte man früher auch in Eichstätt in Bayern beim Heiligen Grabe zu sehen, Pastoralblatt des Bistums Eichstätt VI, S. 26 f. So war also das Lichtwunder aus Jerusalem sogar nach Deutschland gewandert. D.]

stellung des heiligen Kreuzes in älterer Zeit[1] Vorläufer sehen kann, ist zum erstenmal sicher bezeugt durch den Franken Bernhard im 9. Jahrhundert.

Auch bei unserer milderen Beurteilung der Zeremonie bleibt die Frage nach der Hervorbringung des Wunders, die ja noch heute, wenn auch der wunderbare Charakter nicht mehr offiziell behauptet — wohl aber geglaubt — wird, in Dunkel gehüllt ist, von Interesse. Eingehende Nachrichten hierüber verdanken wir auch der moslemischen arabischen Literatur. Diese Berichte, mögen sie auch von feindlicher und nicht gerade berufener Seite stammen, können doch entschieden auf Augenzeugenschaft beruhen und sind, gerade da die Gegnerschaft den Blick geschärft haben mag, jedenfalls viel objektiver als alles, was wir aus derselben Zeit von christlicher Seite hören. Weil sie in den beiden genannten Abhandlungen fast gar nicht berücksichtigt sind, seien sie hier in Übersetzung mitgeteilt und zu etwaiger künftiger Verwertung bei weiterer Untersuchung der Frage vorgelegt. Übersehen sind diese Berichte zwar in der Erörterung unseres Problems nicht völlig; die wichtigsten sind von Louis Cheïkho (l. Scheicho) in der Zeitschrift Al-Machriq XVI (1913), S. 188—197 zusammengestellt und kurz untersucht. Da aber Cheïkho's Arbeit selbst in arabischer Sprache geschrieben ist, sind sie dadurch weiteren Kreisen nicht zugänglich gemacht. So ist die Aufgabe der folgenden Zeilen dadurch nicht hinfällig geworden.

---

Das älteste Zeugnis für das Lichtfest in der arabischen Literatur findet sich in den Werken des vielseitigen und nicht urteilslosen al-Masʿūdī (gest. 345=956). Nur einen kurzen Hinweis enthält die kleine Schrift Tanbīh[2]:

„Helena baute zu dieser Zeit die sogenannte Auferstehungskirche, in der am großen Sabbat, am Vorabend von Ostern, das Feuer erscheint."

Nicht sehr viel ausführlicher ist der Verfasser leider in seinen Murūdsch ad-Dahab[3]:

---

[1] S. Itinera Hierosolymitana saeculi III—VIII, ed. Geyer, S. 172, Itinera Hierosolymitana . . . bellis sacris anteriora, edd. Tobler et Molinier, S. 102 (vgl. dazu auch ebd. S. 57 u. 64), worauf schon Klameth, a. a. O., S. 29 hinweist.

[2] S. Bibliotheca Geographorum Arabicorum, ed. de Goeje, VIII, S. 143.

[3] Ed. Barbier de Meynard u. Pavet de Courteille (Paris 1861—1877) III, S. 405; vgl. Guy le Strange, Palestine under the Moslems (London 1890), S. 203, und danach Klameth, a. a. O., S. 25.

„Am 5. Oktober[1] ist das Fest der Auferstehungskirche[2] in Jerusalem. Zu diesem Fest strömen die Christen aus allen Ländern zusammen, und an ihm kommt nach ihrem Glauben das Feuer vom Himmel herab und entzündet dort die Kerzen. Es kommt dort auch von den Moslems viel Volks zusammen, um dieses Fest mit anzusehen. Es wird da Ölbaumlaub gepflückt[3]. Die Christen kennen allerhand Geschichten darüber. Dieses Feuer beruht auf einem raffinierten Kunststück und großen Geheimnis",
worüber al-Mas'ūdī in einer uns leider nicht erhaltenen Schrift sich des weiteren geäußert haben will.

Viel mehr als die Tatsache des „Wunders" erfahren wir, wie man sieht, aus al-Mas'ūdī nicht. Aber seine Worte sind als Beweis für die Berühmtheit des Feuerwunders doch von Wert und in diesem Sinn auch schon von Klameth benutzt. Es kann wohl richtig sein, daß, wie man vermutet hat[4], der Zeremonie der Charakter der Wunderbarkeit gerade infolge der Herrschaft des Islam beigemessen wurde: das Wunder konnte wohl der Menge der gläubigen Christen, die unter dem Joch des Islam seufzten, als Erweis der Wahrheit des Christentums gelten; der Glaube an das Wunder mag die innere Kraft der Unterworfenen zum Festhalten an ihrer Religion in der Tat gestärkt haben. Daß er aber den Moslems einen heilsamen Schrecken eingeflößt und sie gehindert habe, die Christen zu vernichten, das ist ein Irrtum der alten Pilger, der gelegentlich noch in der modernen Literatur nachzuwirken scheint. Denn der Gedanke an eine solche Behandlung der Andersgläubigen lag den moslemischen Herren durchaus fern. Daß sie sich allerdings schon früh für die Sache interessiert haben, das zeigt uns ja das Beispiel al-Mas'ūdī's. Wenn wir jedoch auch erst aus Quellen der Kreuzzugszeit erfahren, wie sich die Moslems das „Wunder" zu erklären versuchten, so sehen wir schon aus al-Mas'ūdī, daß sie nicht an ein Wunder dachten. Weit entfernt, sie mit Angst zu erfüllen, hat das vorgebliche Wunder sie

---

[1] Ist natürlich ein Irrtum, der aber für die Beurteilung des sonstigen Inhalts der Nachricht keine Bedeutung hat.

[2] Wörtlich „Müllkirche" kanīsat al-ḳumāma, wie die Moslems statt kanīsat al-ḳijāma „Auferstehungskirche" mit boshaftem Wortspiel zu sagen pflegen. Moslemische Autoren erklären den Schimpfnamen freilich in anderer Weise gern dahin, daß er die Stelle der Kirche als alten Richtplatz andeute.

[3] Der Gebrauch von Ölbaumzweigen und -blättern am Gründonnerstag und Palmsonntag ist von moslemischen Autoren auch dem Ibn Taimīja bekannt, vgl. ZDMG LIII, S. 51 f.

[4] S. Schmidt, a. a. O., S. 101.

vielmehr zur Unterdrückung von dergleichen Unfug — wie es ihnen erscheinen mußte — angereizt.

Nicht gar lange nach der Zeit des Mas'ūdī brach die schwerste Verfolgung über die Christen herein, die sie unter dem Islam zu erdulden hatten. Der schwärmerisch religiös veranlagte Fatimiden-Kalif al-Ḥākim scheint es für ein Verdienst gehalten zu haben, die Einhaltung der schikanösen Gesetzesvorschriften für die ahl aḏ-ḏimma, die Christen und Juden, in strengster Form zu erzwingen. Ja, er ging noch weiter: ein wahrer Kirchensturm setzte ein, dem vor allem 398 = 1008 die Grabeskirche in Jerusalem zum Opfer fiel. Als Anlaß für diese Zerstörung bezeichnet der im Jahre 555 = 1160 verstorbene Ibn al-Ḳalānisī[1], daß dem Kalifen die Osterwallfahrt der ägyptischen Christen nach Jerusalem aufgefallen sei:

„Al-Ḥākim fragte den Dā'ī[2] Chutkīn al-'Aḍudī [?], der gerade bei ihm war, wie es damit bestellt sei, daß die Christen diese Kirche aufsuchen, und was sie darüber glauben, und wollte sie und was sie von ihr behaupteten, geschildert haben. Chutkīn wußte darüber Bescheid durch seinen oftmaligen Aufenthalt in Syrien und seine wiederholten Missionen von seiten al-Ḥākim's an die dortigen Statthalter. So erwiderte er denn: Diese Kirche ist in der Nähe der Akṣā-Moschee. Die Christen halten sie in außerordentlicher Hochschätzung und pilgern zu ihr an ihrem Osterfest von allen Ländern. Bisweilen kommen die romäischen Fürsten und die großen Patrizier in Verkleidung her[3], und bringen reiche Schätze, Gewänder, Vorhänge, Teppiche mit und lassen Lampen, Kreuze und Gefäße aus Gold und Silber formen. So ist an dergleichen Dingen hier in alter Zeit eine große Menge zusammengekommen nach Maßgabe dessen, daß (neue) Arten davon fortdauernd neu eintrafen. Wenn sie nun am Ostertag dort sind, ihren Metropoliten proklamieren [?], ihre Kreuze aufpflanzen und ihre Litaneien und Riten verrichten, so ist es dies, was Verwirrung in ihren Verstand und Unklarheit in ihr Herz bringt [?]; und sie zünden die Lampen im Sanktuarium an und bringen daran das Feuer auf raffinierte Weise

[1] ed. Amedroz (Beirut-Leyden 1908), S. 66 f.

[2] Dā'ī „der auffordert [nämlich zum wahren Glauben]" ist die technische Bezeichnung für den Werber für die schī'itische Sache, vgl. Carra de Vaux in der Enzyklopädie des Islam I, S. 933.

[3] So wissen moslemische Autoren zu erzählen, daß gerade zu al-Ḥākim's Zeit der byzantinische Kaiser — es wäre Basileios Bulgaroktonos — heimlich, aber doch dem Kalifen nicht unbekannt, in Jerusalem gewesen sei.

durch Balsamöl[1] und dessen Mittel [?]; zu seiner Natur gehört es nämlich, daß darin mit zanbak-Öl[2] Feuer entsteht. Das hat ein strahlendes Licht und hellen Glanz. Sie bringen dabei in raffinierter Weise zwischen jeder Lampe und der nächsten ausgespannten Eisendraht an, der von einer zur anderen führt, und bestreichen ihn mit Balsamöl in einer den [uneingeweihten] Blicken verborgenen Weise, so daß der Draht bei allen Lampen herumläuft. Wenn sie dann beten und die Zeit der Herabkunft gekommen ist, wird die Tür des Sanktuariums geöffnet, wo nach ihrer Meinung die Wiege [!] Jesu ist und von wo er zum Himmel aufgestiegen sein soll. Sie gehen hinein und zünden die zahlreichen Kerzen an. Es sammeln sich in dem Raum große Volksmassen an, denen der Platz nicht zugänglich ist [?][3]. Einer der Leiter weiß es so anzustellen, daß er Feuer dem Drahte nahebringt, ihn so ansteckt, und es sich unter den Lampen von der einen zur nächsten fortpflanzt und alles anzündet. Wer das mit ansieht, schätzt, daß das Feuer vom Himmel gefallen sei und so jene Lampen angesteckt seien."

Diese Erzählung, die uns erst in einem Bericht aus dem 12. Jahrhundert erhalten, aber einem Zeitgenossen des Kalifen al-Ḥākim in den Mund gelegt ist, ist leider nichts weniger als deutlich. Auch abgesehen von den oben angedeuteten Schwierigkeiten des Textes, die stellenweise die Annahme von Verderbnis nahelegen, aber den wesentlichen Inhalt kaum verdunkeln, gewinnen wir kein klares Bild. Zwar scheint mir — im Unterschied von Cheïkho's Auffassung[4] — auf das ungünstige Urteil eines arabischen Historikers des 16. Jahrhunderts über den Dā'i nicht viel zu geben zu sein. Auch der Irrtum über die Bedeutung des Sanktuariums, auf den Cheïkho[5] hinweist, ist so leicht begreiflich, daß man nicht deshalb den Bericht einfach in den Bereich der Fabeln verweisen darf. Dagegen scheint er in sich selbst Widersprüche zu enthalten. Zunächst ist doch offenbar von einem selbstent-

[1] Vgl. Ibn al-Baiṭār, übers. von Leclerc: Notices et Extraits XXIII, I, S. 256; 'Abd al-Laṭīf, Relation de l'Egypte, übers. von de Sacy, S. 89.

[2] Vgl. Ibn al-Baiṭār, übers. von Leclerc: Notices et Extraits, XXIII, I. S. 111 f. u. 219, 'Abd al-Laṭīf, Relation . ., übers. von de Sacy, S. 36 u. 130.

[3] Der Sinn des Textausdrucks, wenn dieser wirklich in Ordnung ist, ist hier besonders zweifelhaft. Am wahrscheinlichsten scheint mir, daß das Gedränge des Volkes angedeutet werden soll. Wesentlich für den Zusammenhang ist der Wortlaut aber wohl keinesfalls.

[4] Al-Machriq XVI (1913), S. 196.

[5] Ebd. S. 193.

zündbaren Brennstoff die Rede, so daß das nachherige heimliche Anstecken nicht mehr recht passen will. Vielleicht liegt wirklich eine Vermengung verschiedener Anschauungen vor. Aber selbst wenn die Zusammensetzung des Brennstoffes nur die besondere Art der Flamme erklären sollte, bleibt die Schilderung so unübersichtlich und ungeordnet, daß der Verdacht berechtigt ist, daß der Gewährsmann selbst keine klare Vorstellung von den Vorgängen gehabt hat.

Auf eine kurze Erwähnung beschränkt sich wieder der zeitlich nächste arabische Zeuge, der Verfasser einer Reisebeschreibung nach den verschiedenen Wallfahrtsorten, ʿAlī von Herāt (gest. 611 = 1215), der 1173 in Jerusalem war und bei der Besprechung der Grabeskirche bemerkt[1]:

„Was aber das Herabkommen des Lichtes auf sie betrifft, so hielt ich mich während der Frankenperiode einige Zeit in Jerusalem auf, bis ich erfuhr, was es mit seiner Veranstaltung[2] auf sich habe."

Leider teilt er uns aber nicht mit, was er herausgebracht haben will.

Entschieden deutlicher als alles bisher Besprochene ist die Erklärung des Rätsels, die al-Dschaubarī (gest. 640 = 1242) in einem Werk über alle Arten von Gauklerkünsten gegeben hat. Ein besonderer Abschnitt ist den Schwindeleien der Mönche gewidmet, worunter das heilige Feuer eine hervorragende Stelle einnimmt. Der betreffende Abschnitt lautet[3]:

„Als größten Geheimkniff haben diese Leute die Lampe des [heiligen] Lichtes in der Auferstehungskirche in Jerusalem. Er ist von den Mönchen in Szene gesetzt, und alle Christen nach ihren Stämmen und Völkern sind darauf hereingefallen. Al-Malik al-Muʿaẓẓam[4], der Sohn al-Malik al-ʿĀdil's, war einst in die Auferstehungskirche gekommen am Sabbat des [heiligen] Lichts. Da sagte er zu dem Mönch dort: Ich lasse nicht ab, bis ich sehe, wie dieses Licht herabkommt. Der Mönch erwiderte ihm: Entweder ist dem Fürsten dieser Betrag lieber, der dir aus dieser Quelle zufließt,

[1] Nach der Oxforder ʿAlī-Handschrift. Fol. 41v; vgl. auch G. Le Strange, Palestine under the Moslems, S. 208, sowie Archives de l'Orient Latin, II (1881), S. 605.

[2] Es ist übersetzt ʿamalihi statt des ʿilmihi des Textes, was „dem Wissen darum", „der Wissenschaft davon" bedeuten würde.

[3] Nach dem in Al-Machriq, XVI (1913), S. 193 f. abgedruckten Text. Die Stelle ist auch übersetzt von Eilhard Wiedemann in den Sitzungsberichten der physikalisch-medizinischen Sozietät in Erlangen, 39 (1907), S. 205 ff.

[4] Al-Muʿaẓẓam ʿIsā folgte seinem Vater al-ʿĀdil Saif ad-Dīn, dem Bruder Saladins, 615 = 1218 auf dem Thron in Damaskus und starb 624 = 1227.

oder die Aufklärung darüber. Denn wenn ich das Geheimnis offenbare, verliert der Sultan diese Summe. So laß es denn unenthüllt und streich diese große Summe ein! Als der Sultan dies hörte, verstand er den Kern der Sache und ließ es, wie es war. Das ist, daß diese Lampe der größte Geheimkniff ist, den die Alten in Szene gesetzt haben. Ich will ihn hier erklären und sein Geheimnis aufdecken: das ist, daß sie im Scheitel der Kuppel einen eisernen Behälter hat, der mit der Kette zusammenhängt, an der sie [die Lampe] aufgehängt ist; und zwar ist er in den Halbkreis der Kuppel eingefügt, ohne daß es jemand weiß außer dem Mönch. Die Kette hat einen Behälter, in dem eine Höhlung ist. In der Nacht des Sabbats des [heiligen] Lichts steigt der Mönch zu dem Behälter hinauf, tut ein Schwefelpräparat hinein in der Art eines Kuchens[1], legt darunter einen Zünder, dessen Verbrennungsdauer berechnet ist auf die Stunde, zu der er das Herabkommen des Lichtes haben will, und ölt die Kette mit Balsamöl. Wenn dann der Augenblick gekommen ist, so zündet das Feuer den Punkt des Präparats über der Öse der Kette in diesem eingefügten Behälter an. Von diesem Punkt wird das Balsamöl angesteckt, und es läuft nun längs der Kette zu der Lampe herab. So wird der Docht der Lampe in Brand gesetzt, der zuvor mit Balsamöl getränkt war, so daß er Feuer fassen kann."

Dieser Versuch einer Enthüllung des Geheimnisses des heiligen Feuers ist unstreitig viel bestimmter und daher einleuchtender als der der Relation des Ibn al-Ḳalānisī. Wenn Cheïkho aber überhaupt keinerlei Verwandtschaft zwischen beiden Berichten findet und daraus offenbar auf die Unzuverlässigkeit beider zu schließen geneigt ist, so geht das doch zu weit. Der geölte Draht als Leiter der Flamme in der Darstellung bei Ibn al-Ḳalānisī erinnert doch unverkennbar an die geölte Kette bei al-Dschaubarī. Ein gut Teil der Abweichungen der älteren Relation) erklärt sich, scheint mir, hinreichend aus der weniger sachverständigen und ungeschickteren Auffassungs- und Darstellungsweise. Daß beidemal sachlich im wesentlichen dieselbe Erklärung gegeben werden soll, wird indirekt dadurch noch wahrscheinlicher gemacht, daß der große christliche Gelehrte des 13. Jahrhunderts, Barhebraeus, der seine Stelle in der arabischen wie in der syrischen Literaturgeschichte einnimmt, als Anlaß der Christenverfolgung des

[1] Dasselbe Wort kommt in der Sprache der Pyrotechnik gelegentlich als Bezeichnung eines Naphtha-Präparats vor.

Ḥākim wie Ibn al-Ḳalānisī die Erzählung eines Christenhassers von dem heiligen Feuer angibt, das dieser wie al-Dschaubarī erklärt: die Christen entzünden das Licht bei versiegelter Grabestür durch die mit Balsamöl gefettete Kette der Lampe vom Dach aus[1]. Das zeigt zum mindesten, daß diese Erklärung weit verbreitet war. Sonst hätte der christliche Autor sie gewiß nicht aufgenommen.

Einen weiteren etwa gleichzeitigen Beleg hierfür aus moslemischen Kreisen enthält eine polemische Schrift gegen Christen und Juden von dem Juristen al-Ḳarāfī (gest. 684=1285)[2]:

„Hierher gehört auch das Feuer, das in der Grabeskirche in Jerusalem auf den in ihr aufgehängten Leuchter herabsteigt; er leuchtet dann, ohne daß zu ihm nach dem Augenschein Feuer gebracht wird, so daß das Volk glaubt, daß das Feuer von Gott her an diesen Ort herabsteigt; denn dieser Ort ist nach ihrer Ansicht das Grab des Messias, in dem dieser begraben und aus dem er auferstanden ist. Die Tatsache selbst wird durch den Sinn bezeugt. Sie beruht darauf, daß man Naphtha in besonderer Weise herstellt und mit ihr einen äußerst dünnen Eisendraht einreibt, diesen Draht streckt und an seinem Ende den Docht befestigt. Berührt man mit dem Feuer den Anfang des Drahtes, so läuft es dann längs des Drahtes, bis es schließlich zu dessen Ende gelangt und dadurch die Baumwolle usw. am Drahte anzündet. Deshalb wetten auch die Naphtha-Leute (Feuerwerker), daß sie im Hause sitzen bleiben und eine Lampe in einer Nische auf der andern Seite anzünden, ohne sie anzufassen. Hat man gewettet, so spannt einer einen Draht bis zu dieser Lampe längs der Wand um das Haus und berührt ihn mit Feuer; dieses wandert zu der Lampe. Die Leute, die dabei sitzen, merken nicht, woher die Lampe entzündet wird. Ebenso machen es die Christen. Sie nehmen einen Draht für diese Lampe und entzünden ihn vom obersten Teil der Kuppel, die sich an dem Ort befindet; die Lampe entzündet sich, ohne daß Feuer wahrgenommen wird. Davon erhielten viele Leute Kenntnis, unter ihnen der König al-Mu'aẓẓam, der Bruder von dem König al-Kāmil. Er wollte es verbieten, da sagten sie zu ihm: Siehe, du bekommst dadurch [nämlich durch Abgaben] ein ganzes Vermögen, schaffst du es

[1] Chronicon, ed. Lipsiae, S. 215 f.; auch enthalten in Roediger, Chrestomathia Syriaca³, S. 16.

[2] Da mir der arabische Text nicht zugänglich ist, ist die Stelle im Wortlaut der Übersetzung von Eilhard Wiedemann: Sitzungsberichte der physikalisch-medizinischen Sozietät in Erlangen, 40 (1908), S. 63, mitgeteilt.

[d. h. das scheinbare Wunder] ab, so wird sie [d. h. die Einnahme] abgeschafft. Da ließ er sie es so weiter machen. Und ebenso erhalten die dieser Gegend vorgesetzten Emire davon Kenntnis und werden davon benachrichtigt."

Auch dieser Bericht paßt im ganzen zu dem Bild, das wir aus den bisherigen Darstellungen gewonnen haben. Man kann demnach nicht in Abrede stellen, daß die Erklärung des „Wunders" als Entzündung der Lampe mittels einer von der Höhe der Kuppel herabführenden Leitung vielfach bezeugt ist. Und diese Bezeugung gewinnt an Gewicht durch die Tatsache, daß sie sich selbst — wenn auch einem Nichtchristen in den Mund gelegt — in christlicher Quelle findet. Es ist auch zuzugeben, daß die Erklärung nicht unwahrscheinlich klingt. Sie wird der in alter Zeit herrschenden Vorstellung[1] von dem Herabkommen der Flamme von oben vollkommen gerecht. Völlig einheitlich sind die Angaben der arabischen Autoren freilich nicht. Doch kommen die Abweichungen meist gegen die Ähnlichkeit nicht auf. Eine Ausnahme davon macht nur die in die Darlegung bei Ibn al-Ḳalānisī hereinspielende Vorstellung von dem selbst entzündbaren Brennstoff und dem hell strahlenden Glanz der Flamme. Es liegt nahe, die sonst vertretene Anschauung vom Entstehen des „Wunders" danach zu deuten bzw. zu ergänzen. Auffallend ist dagegen wieder, daß bei Ibn al-Ḳalānisī selbst die innerliche Verschmelzung beider Vorstellungen nicht vollzogen ist, sondern beide unausgeglichen nebeneinander stehen.

Aus demselben 13. Jahrhundert, aus dem die letzten Quellenstellen stammen, haben wir nun aber auch eine in allen Stücken abweichende Erklärung, geeignet und von Cheïkho auch benutzt, um die Zuverlässigkeit der uns bereits bekannten Deutung des Wunders völlig in Zweifel zu ziehen, in einer Lösung des Rätsels, die der Geschichtschreiber as-Sibṭ ibn al-Dschauzī (gest. 654=1256) an die Hand gibt[2]:

„Ich wohnte zehn Jahre in Jerusalem und besuchte die Auferstehungskirche an ihrem Osterfest und sonst und forschte nach der Entzündung der Lampen am Sonntag[3] des Lichtfestes. In der Mitte der Auferstehungskirche ist ein Kuppelbau mit einem Grab, in dem, wie die Christen glauben, Christus nach der Kreuzigung beigesetzt wurde, bevor er in den Himmel erhoben wurde. Samstag-

[1] S. Dalman S. 77 und PJB XI (1915), S. 91 Anm. 4.

[2] Der Text ist von Amedroz nach einer Pariser Handschrift mitgeteilt in einer Fußnote seiner Ibn al-Ḳalānisī-Ausgabe, S. 68.

[3] So! Ist natürlich ein Irrtum.

nacht vor Tagesanbruch gehen sie in diesen Kuppelbau und waschen die Lampen dort. Sie haben dort im Marmor verborgene Gewölbe; in diesen sind bereits seit der Stunde vor Tagesanbruch angezündete Lampen. Der Kuppelbau hat aber Fenster. Um die Mittagszeit nun versammeln sich die Frommen der Christen, und die Priester kommen und gehen in den Kuppelbau. Die Christen ziehen von der Mittagszeit an in Prozession um ihn herum in Erwartung der Herabkunft des Lichtes. Wenn dann der Untergang der Sonne nahe ist, sagen die Priester: Siehe, Christus zürnt euch! Da schreien sie und weinen und werfen auf das Grab Gold, Silber und Gewänder, so daß eine große Menge zusammenkommt. Der Priester aber wiederholt dieses Wort, und sie weinen und schreien und werfen hin, was sie bei sich haben. Ist dann die Sonne untergegangen und der Ort dunkel geworden, dann benutzt einer der Priester die Gelegenheit, um ein Gewölbe in der Ecke des Kuppelbaus ungesehen zu öffnen, eine Kerze an einer der Lampen anzustecken und zu rufen: ‚Das Licht ist herabgekommen, und Christus hat sich gnädig erwiesen!‘ Die Kerze wird nun aus einem der Fenster hinausgereicht. Sie erheben ein gewaltiges Geschrei, zünden die Fackeln an und tragen dieses Feuer nach ʿAkkā, Ṣūr und in das gesamte Frankenland bis nach Rom, den Inseln, Konstantinopel usw. aus Ehrfurcht davor.“

Des weiteren erzählt as-Sibṭ ibn al-Dschauzī von Saladin die Geschichte von dem Besuch der Lichtfeier, die in den andern Relationen seinem Neffen al-Muʿaẓẓam ʿĪsā zugeschrieben wird, und weiß davon, daß Saladin die Zerstörung der Grabeskirche überlegt habe in der Absicht, den Christen den Anlaß zur Wallfahrt zu nehmen, daß er aber diesen Gedanken wieder aufgegeben habe.

Cheïkho findet diesen Bericht in auffallender Übereinstimmung mit dem, was sich heute am Karsamstag in der Grabesrotunde abspielt. Das ist richtig für manche Züge des äußeren Verlaufs der Feier. Aber wie heute das Licht entzündet wird, wissen wir eben nicht. Mindestens ebenso auffallend scheint mir — gerade in dieser Hinsicht — die Verwandtschaft mit dem alten römischen Brauch des „alten heiligen Feuers“ (Klameth, S. 22), während der Zeit der Lichtlosigkeit an verborgener Stelle Lampen weiterbrennen zu lassen, einem Brauch, nach dem Klameth die Lichtfest-Ordnung des alten Typikon der Grabeskirche deuten zu müssen glaubt, über dessen zeitliche Fixierung die Ansichten vom 8. bis zum 12. Jahrhundert schwanken[1].

[1] S. Schmidt, a. a. O., S. 92 ff.

Ehe wir uns ein Urteil über die Tragweite dieser gänzlich von der sonst bezeugten Auffassung des „Wunders“ durch die Moslems abweichenden Darstellung zu bilden versuchen, wollen wir unsere Übersicht über die älteren Berichte von moslemischer Seite zu Ende führen.

Nur kurz und unbestimmt äußert sich der Kosmograph al-Ḳazwīnī (gest. 682 = 1283)[1]:

„An einer Stelle derselben [d. h. der Auferstehungskirche] ist eine Lampe, von der sie glauben, daß an einem bestimmten Tag Licht vom Himmel herabkomme und sie anzünde, was eine wohlbekannte Sache bei ihnen ist. Es wird erzählt, daß ein Vertrauter des Sultans an jenem Tag dort hineingegangen sei und gesagt habe: Ich will das Herabkommen dieses Lichtes mit ansehen. Da habe ihm der Priester geantwortet: Dergleichen Dinge sind kein Geheimnis für deinesgleichen. Verdirb uns unsern Kunstgriff nicht! Wir zünden es für unsere Leute an, um unsere Sache im Gang zu halten. Da ließ er davon ab.“

Auf denselben Bericht geht offenbar zurück, was Jāḳūt (gest. 696 = 1297) in seinem großen geographischen Wörterbuch mitteilt[2]:

„Sie haben an einer Stelle [der Auferstehungskirche] eine Lampe, von der sie glauben, daß an einem bestimmten Tage Licht vom Himmel herabkomme und sie anzünde. Es hat mir einer erzählt, der der Sache nachgegangen ist und zu den Vertrauten des Sultans gehörte, den sie also nicht hindern konnten, zuzusehen, wie es damit beschaffen sei, und der dem mit der Sache betrauten Priester lange zusetzte: Da sagte der zu mir: Wenn du uns zu etwas anderem nötigst, so ist unser Kunstgriff dahin. Da fragte ich: Wieso? Er erwiderte: Weil wir es für unsere Leute anzünden mit Dingen, die wir anfertigen, die kein Geheimnis sind für deinesgleichen. Darum wünsche ich, daß du uns läßt und weggehst. Da gab ich zur Antwort: Ich muß unbedingt sehen, was du tust. In einem Werk über Magie habe ich geschrieben gefunden, daß ihr [d. h. der Lampe] eine Kerze nahe gebracht wird und sie so unversehens angezündet wird, ohne daß die Leute es sehen und merken, so daß es bei ihnen in Ehren gehalten wird und sie es gläubig hinnehmen.“

Ungleich wichtiger als diese wenig besagende Notiz scheint mir eine

---

[1] 'Āṯār al-Bilād, ed. Wüstenfeld, S. 109.

[2] Ed. Wüstenfeld, IV, S. 174; die Übersetzung bei G. Le Strange, Palestine under the Moslems, S. 209, ist mir teilweise unverständlich.

beiläufige kurze Erwähnung des Jerusalemer heiligen Feuers in Jāḳūt's Artikel über das Sinai-Kloster[1]:

„Die Christen meinen, daß dort ein Feuer von der Art des neuen Feuers sei, das es in Jerusalem gab, dergleichen sie jeden Abend anzünden. Es ist weiß und wenig heiß und brennt nicht; dann, wenn die Lichter daran angesteckt werden, wird es stärker."

Jāḳūt belegt dieses merkwürdige Licht des Sinai-Klosters mit Versen eines Dichters aus dem 2. bis 3. Jahrhundert der moslemischen (=8. bis 9. Jahrhundert der christlichen) Zeitrechnung. Daß er mit dem „neuen Feuer" in Jerusalem auf das heilige Feuer der Grabeskirche anspielt, ist wohl nicht zweifelhaft. Die Eigenheit, daß das Feuer nicht brennt, scheint auch in der hier nicht wörtlich mitgeteilten Fortsetzung des Berichtes des Sibṭ ibn al-Dschauzī angedeutet zu sein in einem übrigens recht undeutlichen Zusammenhang, in dem sie als Prüfstein der Echtheit des „Wunders" erscheint. Der Ausdruck „neues Feuer" kann die Erscheinung wohl nur als eine neuere Erfindung charakterisieren, wobei übrigens der Begriff der „Neuheit" gewiß nicht zu eng gefaßt werden muß.

Den Abschluß der arabischen Zeugnisse über das heilige Feuer möge eine Erwähnung bei dem großen Theologen Ibn Taimīja (gest. 728=1328) bilden, nicht so sehr, weil sie sachlich Neues bringen könnte, sondern mehr als das Urteil zwar eines strengen Moslems und puritanischen Eiferers, in dieser Hinsicht eines Vorläufers der Wahhabitenbewegung, aber zugleich eines intellektuell und moralisch durchaus hochstehenden Mannes. In einer Schrift gegen abergläubische Gebräuche spricht er auch von solchen Unsitten Andersgläubiger, an denen das moslemische Volk Anteil zu nehmen geneigt sei. In diesem Zusammenhang erwähnt er auch das Osterfest in Jerusalem[2]:

„Auf diesen Donnerstag folgt der Freitag, der nach ihnen dem Freitag entspricht, an dem nach ihrer unwahren[3] Meinung Christus gekreuzigt wurde, und den sie den Freitag der Kreuzigung nennen. Darauf folgt die Nacht des Sonnabends, in der, wie sie meinen, Christus im Grabe war: sie nennen sie, glaube ich, Nacht des Lichts oder Samstag des Lichts und veranstalten ein Gaukelstück, dem sie bei ihrer Masse wegen des herrschenden Irrtums Geltung zu verschaffen wissen, indem sie ihnen suggerieren, daß das Licht in der Kuppelkirche in Jerusalem vom Himmel herabkomme, so daß

[1] S. ebd. II, S. 676; vgl. die Übersetzung bei Le Strange, a. a. O., S. 435.
[2] Der Text der Stelle ist mitgeteilt von M. Schreiner in ZDMG LIII, S. 51 f.
[3] „unwahr" vom Standpunkt des islamischen Doketismus.

sie, was an dieser Leuchte angesteckt ist, in ihre Heimat mitnehmen, um Segen davon zu haben, wo doch jeder Verständige weiß, daß es eine falsche künstliche Mache ist. Am Sonnabend sodann suchen sie nach den Juden[1], und der Sonntag gilt bei ihnen als der große Festtag."

Erschöpft sind damit die arabischen Berichte über das heilige Feuer noch nicht. Mudschīr ad-Dīn al-ʿUlaimī, der Topograph von Jerusalem (gest. 927 = 1521), spricht nach den älteren Quellen gelegentlich der Zerstörung der Kirche durch al-Ḥākim von der Inszenierung des angeblichen Wunders[2]. Cheïkho nennt ferner noch den Mystiker Ibn al-ʿArabī (gest. 638 = 1240) als einen der Schriftsteller, die des angeblichen Wunders Erwähnung tun, ohne jedoch anzugeben, wo und wie. Es ist als gewiß anzunehmen, daß in der riesigen arabischen Literatur, zumal aus späterer Zeit, an mancher versteckten Stelle davon die Rede ist. Doch ist es kaum wahrscheinlich, daß aus weiteren Zeugnissen solcher Art viel neues Material zur Frage zu erhoffen ist[3].

Für die Beurteilung der arabischen Zeugnisse erhebt sich als erste Frage die nach ihrer Glaubwürdigkeit. Daß zu allen Zeiten viele Moslems dem „Wunder" zugeschaut haben, darüber kann kein Zweifel sein. Die Anwesenheit von Moslems bei der Feier wird von den christlichen Pilgern bezeugt. Deutlich sprechen ja dafür auch die Worte des Ibn Taimīja, deren Absicht es gerade ist, seine Glaubensgenossen vor der Irreführung zu warnen. Demgegenüber muß man sich hüten, den Eindruck des Wunders auf die Kreise der islamischen Welt zu überschätzen. Bei den Pilgern tritt eine solche Überschätzung ganz entschieden zutage. In gebildeten Kreisen sah man die Sache zweifellos mehr als eine Kuriosität an, denn als eine Gefahr für den Islam. Freilich steht dem Islam die Überhebung über solchen sogenannten Aberglauben oder Volksbetrug schlecht an; sind doch die Massen des moslemischen Volkes von noch viel krasseren Vorstellungen beherrscht — man denke nur an die dreiste Behauptung, der heilige Fels auf dem Tempelplatz schwebe frei in der Luft und habe Muhammed angeredet, die geduldig hingenommen wird —. Aber freiere Geister, wie

[1] Spielt, wie Schreiner meint, darauf an, „daß es bei den Christen in Syrien zur Osterfeier gehört habe, am Samstag vor Ostern Juden zu suchen, um sie zu prügeln".

[2] Ed. Cairo 1283, I, S. 268.

[3] Erwähnt sei anmerkungsweise noch das Zeugnis in der türkischen Geographie des Ḥādschchī Chalīfa (gest. 1067 = 1657), das insofern interessant ist, als der Verfasser weiß, daß zu seiner Zeit das Wunder von den Abendländern nicht geglaubt wurde. Vgl. die Übersetzung von Norberg (Lund 1818), II, S. 284.

al-Dschaubarī, machen doch auch Erscheinungen der islamischen Volksreligion zur Zielscheibe ihres überlegenen Angriffs, mögen sie auch meist gegenüber dem durch die öffentliche Meinung sanktionierten Aberglauben ein Auge zudrücken. Und auch ein so frommgläubiger Mann, wie Ibn Taimīja, wendet sich doch gegen das, was er als islamischen Aberglauben erkennt, mit derselben rücksichtslosen Offenheit wie gegen das Mitmachen christlicher und jüdischer Mißbräuche. Wird auch naturgemäß der Gegensatz gegen die christliche Religion die Auffassung der Moslems leicht gehässig färben, so ist demnach doch — wenigstens bei manchen Autoren — die Bloßstellung dem Schwindel nicht nur, weil er christlich ist, zugedacht, sondern weil er eben Schwindel ist.

Auch die mehrfachen Erzählungen, daß moslemische Fürsten die Sache selbst untersuchen wollten, zeugen nicht so sehr von einer Scheu vor dem Wunder als von der Neugierde, die das Geheimnis erregte. Übrigens weist Cheïkho mit Recht darauf hin, daß die vielen Variationen, vor allem, was die Person des moslemischen Herrschers betrifft, keinen günstigen Eindruck von ihrer Glaubwürdigkeit erwecken. Cheïkho vergißt aber zu bemerken, daß diese Geschichtchen auch in der christlichen Literatur ihre Parallelen haben; nur muß das Ende bei christlichen Schriftstellern natürlich auf eine Bewährung des Wunders hinauslaufen[1]. Geschichtlich sind alle diese Erzählungen gleich viel, oder richtiger: gleich wenig wert. Es mag wohl einmal vorgekommen sein, daß ein moslemischer Großer sich das Schauspiel ansehen wollte. Mehr Glauben verdienen diese Anekdoten nicht. Aber wir haben auch keinen Grund, wie Cheïkho anscheinend möchte, mit ihnen zugleich den sachlichen Inhalt der Berichte der moslemischen Schriftsteller in den Bereich der Fabeln zu verweisen. Natürlich werden wir ihnen auch nicht ungeprüft Glauben zu schenken haben. Denn — ob nun aus Abneigung gegen das Christentum, ob aus dem Gefühl des Aufgeklärtseins — jedenfalls wollten die Moslems eine rationale Erklärung des angeblichen Wunders finden.

Das hat man bei der Beurteilung der verschiedenartigsten Angaben stets im Auge zu behalten und wird darum in erster Linie zu fragen haben, was von diesen Angaben auf unmittelbarem Augenschein, was auf bloßer Schlußfolgerung beruht. Von diesem Gesichtspunkt aus scheint mir die Bemerkung Jāḳūt's über den Charakter des sogenannten „neuen Feuers" am meisten beachtenswert zu sein. Die Flamme des heiligen Feuers muß sich ihrer Art nach von dem Licht anderer

[1] S. Klameth, a. a. O., S. 32 Anm. 1.

Lampen unterschieden haben. Diesen Eindruck gewinnt man auch aus christlichen Berichten. Besonders charakteristisch ist das Zeugnis des russischen Hegumenen Daniel: „Es leuchtet seine Flamme in ungewöhnlicher Weise wie Zinnober“[1]. Der moslemische Geograph ist aber ein einwandfreierer Zeuge als der christliche Geistliche, bei dem der Gedanke an Autosuggestion nicht von der Hand zu weisen wäre. Durch Jāḳūt's Aussage erhält doch die Charakteristik des Feuers in dem von Ibn al-Ḳalānisī übermittelten Bericht stärkeres Gewicht. Auf richtige Beobachtung dürfte darum die Behauptung von der wunderbaren Helle der Flamme zurückgehen. Kennt er also schon das „neue Feuer“ des Jāḳūt? Der Name braucht nicht notwendig dagegen zu sprechen. Denn möglich ist es immerhin, daß dieser Ausdruck als Name jahrhundertelang im Gebrauch blieb, um ein künstliches, neues Feuer vom alten, d. h. gewöhnlichen zu unterscheiden. Wie dem auch sei, ziemlich gesichert ist gerade durch das Zeugnis arabischer Quellen, daß sich das Feuer durch eine „bestimmte Präparierung des Brennstoffes“ (Klameth, S. 30) auszeichnete. Daran schließt sich nun die Frage, ob diese Präparierung eine Selbstentzündung zur Folge hatte, wie dies Klameth zur Erklärung des Wunders annimmt. Hierfür läßt sich von den arabischen Texten nur die oben S. 85 hervorgehobene Bemerkung in der Darstellung bei Ibn al-Ḳalānisī geltend machen, deren Gewicht aber dadurch geschwächt wird, daß sie im Verfolg des Textes gleich wieder preisgegeben wird. Auffallend ist auch, daß ein in technischen Dingen so kundiger Mann wie al-Dschaubarī es nicht voraussetzt. Immerhin ist zu bedenken, daß die Moslems die Art der Hervorbringung der Flamme zweifellos nicht kontrollieren konnten. Die Berichte, die die Lampe durch einen Leitdraht entzündet werden lassen, schließen darum jene Möglichkeit nicht aus, fordern sie aber auch nicht. Wahrscheinlich machen sie nach meinem Empfinden, daß man die Flamme — wenigstens zeitenweise — tatsächlich von oben herabkommen sah. Es ist zwar, wie al-Ḳarāfī zeigt, nicht unmöglich, daß sie nur die zu ihrer Zeit bekannte Erklärung gewisser Taschenspielerkünste darstellen, die an das Wunder in der Grabeskirche erinnern mochten. Aber noch leichter erklärt sich doch die Verbreitung dieser Lösung des Rätsels, wenn sie im Augenschein einen Anhaltspunkt hatte. Besonders weist doch auch von dem, was wir von christlicher Seite hören, manches darauf hin: nicht bloß ganz allgemein die in so vielen Wendungen wiederkehrende Anschauung, daß das Licht von oben komme, sondern ebenso die ganz bestimmte

[1] S. ZDPV VII, S. 60 f.

Einzelheit bei Daniel, daß manche behaupten, „daß ein Blitz herabkomme und die Lampe über dem Grabe des Herrn anzünde“[1]. Daniel bestreitet das allerdings; aber das sagt doch nur, daß zu seiner Zeit davon nichts zu bemerken war. Erklären läßt sich jene Meinung am leichtesten durch die Annahme, daß früher die herabkommende Flamme zu sehen war. Daß das pyrotechnische Kunststück, das uns alle jene Berichte anzunehmen nahelegen, mit den Zeiten gewechselt hat, machen die verschiedenen Einzelheiten der Aussagen ohnehin wahrscheinlich[2]. Das Schweigen gewisser späterer moslemischer Berichte von der Drahtleitung würde gut dazu passen, daß man nun eben die Flamme nicht mehr von oben herabkommen sah. Entspricht diese Vermutung den Tatsachen, so läßt sich ein Anlaß der Änderung recht leicht denken: die fränkische Oberherrschaft in den Zeiten der Kreuzzüge. Die Griechen waren nun nicht mehr die Herren der Grabeskirche. Daß das eine Störung des Wunders zur Folge hatte, zeigen die Kreuzfahrerberichte zur Genüge. Die Griechen konnten ihren alten Apparat nicht mehr im geheimen in Szene setzen und mögen sich seither, soweit sie noch Verfügungsfreiheit hatten, auf einfachere Handhabung eines besonderen (vielleicht sich selbst entzündenden) Brennstoffs beschränkt haben, dessen Geheimnis die in technischen Dingen kindlich unerfahrenen Franken nicht ahnten. Daß die Mehrzahl der moslemischen Berichte von der Entzündung durch die Drahtleitung aus späterer Zeit stammt, fällt nicht ins Gewicht, wenn man annimmt, daß sie auf Beobachtung in früheren Zeiten beruhen. Welche Zusammensetzung der verwendete Brennstoff hatte, ob sie im Laufe der Zeiten wechselte, wird schwer auszumachen sein. Die recht mannigfaltigen Angaben der arabischen Berichte scheinen für die Lösung dieser Frage eine durchaus unzureichende Grundlage. Das heilige Licht der Grabeskirche, wie Klameth möchte, unmittelbar mit dem sogenannten griechischen Feuer in Verbindung zu bringen, ist, von unseren Quellen aus gesehen, ein zu weitgehender Schluß[3].

Ist nun demnach die viel nüchternere Erklärung des Wunders durch as-Sibṭ ibn al-Dschauzī, der Cheïkho am ehesten Glauben bei-

---

[1] S. ZDPV VII, S. 57.

[2] Ob die von Daniel ebenfalls ablehnend erwähnte Behauptung mancher, „daß der heilige Geist als Taube herabkomme zum Grabe des Herrn“, auf gelegentliche Verwendung eines Feuerwerkskörpers in Gestalt einer Taube, wie sie in Florenz am Ostersamstag in ähnlichem Zusammenhang vorkam, hinweist, sei dahingestellt

[3] Das zeigt z. B. ein Vergleich mit den pyrotechnischen Rezepten, die Reinaud in seinem Aufsatz Du Feu Grégeois im Journal Asiatique 1849 besprochen hat.

messen zu dürfen glaubt, etwa frei erfunden? Notwendig ist diese Annahme nicht. Deutlich ist, daß dieser Bericht der Flamme selbst keine ungewöhnlichen Eigenschaften zuschreibt. Das mag wieder Resultat wirklicher Beobachtung sein, schwerlich aber die Erzählung von der Hervorbringung der Flamme. Eine Stütze findet sie vielleicht mittelbar durch die schon oben genannte Parallele. Es mag eine Zeit gegeben haben, da das Wunder ungefähr auf diese Weise produziert wurde. Fragt man, wann diese Zeit gewesen sei, so legt sich die Vermutung nahe, daß diese Praxis durch die Abendländer eingeführt worden sei. Es ist gewiß, daß die Franken, als sie nach dem Heiligen Land kamen, an das Wunder glaubten. Es ist sicher, daß sie von den Griechen nicht in das Geheimnis eingeweiht wurden. Was liegt da näher als die Annahme, daß sie sich etwa auf die von as-Sibṭ ibn al-Dschauzī angegebene Weise geholfen haben. Auch hier wieder gilt, daß die Tatsache, daß der Schriftsteller etwas nach der Frankenzeit lebte, nicht dagegen spricht; denn der Bericht, den er uns überliefert, mag ja aus früheren Jahren stammen. Wohl aber ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Ibn al-Dschauzī als Tatsache erzählt, was nur eine erratene Erklärung ist.

Wir haben in diesen Zeilen den Versuch gemacht, die arabischen Berichte unter Anlehnung an die christlichen, besonders abendländischen Quellen zu verwerten. Wir haben uns bemüht, sie mit der nötigen Vorsicht zu gebrauchen und vor allem stets das Sichere von dem weniger Sicheren und Zweifelhaften deutlich zu scheiden. Daß die sicheren Resultate nicht sehr groß sind, kann nicht wundernehmen. Die moslemischen Berichte können naturgemäß nur über die äußere Form der Feier, nicht über den Sinn des Festes Aufschluß geben. Auch in dieser Beschränkung reichen ihre Angaben nicht aus, um ein gesichertes, geschlossenes Bild zu zeichnen. Die moslemischen Autoren haben das heilige Feuer meist doch nur gelegentlich nebenbei berührt und oftmals Geschautes und Erschlossenes eng vermengt. Immerhin stehen ihre Berichte an innerem Wert über den Pilgerschriften. Es mag vielleicht auffallend erscheinen, daß wir den moslemischen Quellen über eine christliche Praxis in manchen Punkten mehr Gewicht beimessen zu müssen glauben als den christlichen. Doch ist das in der Sache selbst begründet. Wir setzen die christlichen Pilger nicht herab, wenn wir von ihnen, deren Schilderungen uns oft gerade durch den kindlich harmlosen Glauben so tief berühren, urteilen müssen, daß ihre schlichte Frömmigkeit den nüchternen kritischen Blick trübte. Und wenn wir auch bei der Beurteilung der moslemischen Quellen mit der unfreundlichen

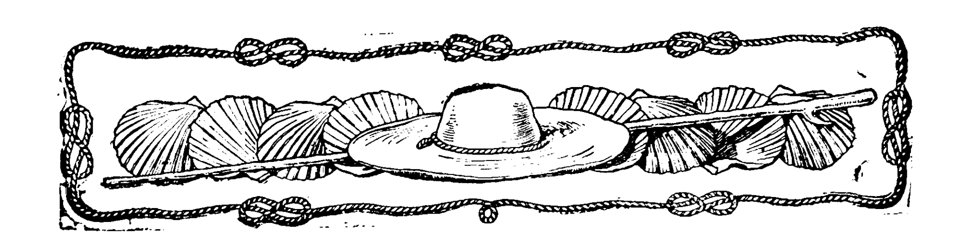
Gesinnung gegen das Christentum zu rechnen haben, so war nun einmal die moslemische Welt in materieller Kultur und geistiger Reife dem jugendkräftigen, aber noch unbeholfenen Abendland überlegen. Sind unsere Resultate für das Verständnis des christlichen Lichtfestes und seiner Geschichte auch recht bescheiden, so mag es auf der anderen Seite vielleicht an sich schon nützlich sein zu sehen, wie sich die islamische Kultur mit einem Problem, das ihr aus dem Gebiet des christlichen Kultus entgegentrat, auseinanderzusetzen versuchte. Es ist ein Beispiel, bei dem die Kritik des Islam nicht unberechtigt war. Daß diese Berechtigung kein Recht zur Überhebung in sich trug, ist oben schon betont. Wir freuen uns, daß heute in der Griechischen Kirche trotz aller Hemmnisse des Herkommens die Stimmen lauter werden, die ein Aufgeben dessen fordern, was als ein frommer Betrug erscheinen muß; und wir möchten nur wünschen, daß auch die Welt des Islam, die vor Jahrhunderten einmal in so manchen Stücken der christlichen voraus war, bald die Kraft bekäme, sich aus den Fesseln mittelalterlicher Beschränktheit, in die sie heute noch so tief verstrickt ist, endlich selbst zu lösen.



# III.

# Von unseren Reisen.





# Ein Sommerritt im Lande Ephraim.

Von Cand. theol. et phil. Sven Linder in Upsala.

Die Erinnerungen, die ich auf den folgenden Seiten niedergeschrieben habe, stammen von einem Ritt, auf dem ich vom 15. bis 18. Juli 1912 den Vorsteher des Instituts, Prof. Gustaf Dalman, begleiten durfte. Von Jerusalem sah uns eine heiße, durch keine Wolken verschleierte Sonne durch eine trockene Sommerlandschaft nach nāblus reiten, dort weilten wir einen Tag, und dann ging am dritten Tage unserer Reise der Ritt in südwestlicher Richtung quer durch das samaritische Land nach der deutschen Kolonie Wilhelma in der Küstenebene, um uns am vierten und letzten Tage wieder nach Jerusalem zu führen.

Hier soll nur das mitgeteilt werden, was während des Rittes von nāblus, dem alten Sichem im Herzen des nordisraelitischen Landes, auf einer wichtigen alten Verkehrsstraße durch das Hügelland nach der Küstenebene, an sonnigen Dörfern und Feldern vorüber, das Auge eines jungen Nordländers fesseln konnte, und ich hoffe, daß der Leser durch diese „Erinnerungen" einige Züge des Bildes der palästinischen Landschaft in der selten geschilderten Sommerzeit, so wie sie in meinem Gedächtnis blieben, sehen möge. Es ist selbstverständlich, daß meine Reise dadurch besonders lehrreich für mich wurde, daß ich zu meinem Führer einen so vorzüglichen Kenner des heutigen Palästina hatte, und indem ich nun in meiner nördlichen Heimat diese Schilderung niederschreibe, sage ich ihm und dem Institut, dessen Schutz ich ein ganzes Jahr genossen habe, noch einmal meinen ehrerbietigen Dank.

Der Ritt eines heißen Julitages hatte uns von den kahlen Bergen Judäas am Dorf ʿēn sinia vorüber durch schöne Täler nach ʿejūn el-ḥarāmīje, den „Räuberquellen", geführt und von dort weiter über die Anhöhen zwischen Silo und chān el-lubban nach der großen Landstraße, es-sulṭāni „Sultanstraße" von den Arabern genannt.

Wir erreichten sie ein Stück nördlich vom Dorfe el-lubban und folgten ihr dann nach nâblus. Heiß und brennend strahlte die Sommersonne von einem wolkenlosen Himmel, alles Grüne auf dem Boden war verdorrt bis auf die Sommersaat, die Ölbäume, die Obstbäume und die Weinberge, und die Farben der Landschaft spielten darum ins Rotgraue. Zwar war der Gedanke während fieberheißer Johannistage oft mit Sehnsucht nach der entfernten Heimat, nach dem Lande der kühlen Sonne, der grünen Haine und der milden Tage gewandert, aber wenn einmal die Liebe zum Heiligen Lande die Seele gefüllt hat, ruht auch über der dürren Landschaft des regenlosen Sommers eine eigentümliche Anmut.

Den zweiten Reisetag hatten wir in nâblus den Samaritanern gewidmet, aber auch Wanderungen auf Garizim und Ebal, die beiden mächtigen Wächter des an Quellen reichen Tales, in welchem in Obstgärten eingebettet nâblus liegt. Vom Ebal war der Blick zum Abschied nördlich gewandert, über Berge und Täler, wohlbekannt seit der „großen Reise" des Frühlings, der Ritt des folgenden Tages sollte für mich den Abschied von den Gegenden des alten Ephraim mit sich führen.

Der Morgen kam. Früh halb sechs Uhr erwachte ich und sah die Tauwolken wie einen breiten Gürtel im Westen hangen und langsam landeinwärts nach Osten segeln. Noch bewegten sich einige fegende Wolken langsam über dem mächtigen Rücken des Ebal, aber bald sollte sie die Sonne vernichten und die frische Luft des Morgens flauer und wärmer werden.

Mit Wehmut verließ ich das schöne Tal zwischen den Bergen des Segens und des Fluches, das Tal der vielen strömenden Quellen und der murmelnden Bächlein, der dicht belaubten Gärten und der alten Erinnerungen, das Tal Sichems mit dem Jakobsbrunnen in seiner östlichen Mündung, das Herz des alten Ephraim. Der dreimalige Aufenthalt in dieser Gegend bei verschiedenen Gelegenheiten[1] gehört zu meinen tiefsten Eindrücken von jenem wunderbaren Lande, wo die Geschichte lebend dem wachen Auge entgegentritt.

Mein schwarzer Hengst Arab hatte sich, dank guter Fürsorge in einem chân, nach den Anstrengungen des ersten Reisetages gut erholt und trabte rasch die Abhänge des Garizim entlang nach Westen zu. Ein Mal über das andere mußte ich mich im Sattel drehen, um noch einen flüchtigen Blick vom Sichemstale und dem breitrückigen Ebal aufzufangen. Die letzte Erinnerung von der Stadt gaben mir einige

[1] S. meine Schilderung des samaritanischen Passah PJB 1912, S. 104 ff.

Aussätzige, hier in nâblus, wie es scheint, so hilflos wie je, die mit ihrem wimmernden: maksûr jā chawādscha! abraṣ jā chawādscha! „Aussätzig, o Herr!" die beiden Franken um ein barmherziges Almosen flehten und, um ihr Flehen noch beweglicher zu machen, ihre entstellten Gesichter und abgezehrten Glieder zeigten. Viel menschliches Elend verbarg sich unter dem frischen Morgenbilde der Stadt.

Die Felder westlich von nâblus waren mit einer Gurkenart besät, deren wuchernde Ranken und Blätter über den rotgrauen Boden krochen. Zwischen der heißen Sonne und dem warmen Boden werden die länglichen Früchte bald reif. Wegen ihrer Länge und ihrer sich schlängelnden Form heißen sie „Schlangengurken" (Cucumis chate) und sind eine der gewöhnlichsten Sommerfrüchte in Palästina. Dem Gemüsehändler auf dem Markt der Städte fehlen nicht gern im Sommer jene faḳḳûs, wie der arabische Name der Gurkenart ist. Wie andere ohne Bewässerung gebaute Gemüse, von den Arabern mit dem gemeinsamen Namen ba'l bezeichnet, muß die Schlangengurke den reichlichen Tau der Nächte sich als Ersatz für den ausbleibenden Regen dienen lassen, und ihre Blätter sind auch dazu geeignet, die Feuchtigkeit der Nachtluft in sich zu saugen und gleichzeitig mit ihren straffen Haaren einen guten Schutz gegen die Sonne des Tages zu gewähren. Zur Zeit des Spätregens Ende April findet die Saat statt, und schon im Juni kann in den wärmeren Gegenden des Landes die Ernte anfangen. — Hier und da sah man auf den Gurkenfeldern eine Laubhütte (arabisch 'arîsche), für die Wächter der reifenden Gurkensaat gebaut, um ihnen als Schutz gegen die Sonne zu dienen. Diese Laubhütten im Gurkenfelde[1] sind ganz einfach und bestehen nur aus einem dünnen Dache von Laubzweigen, das auf einigen in den Boden eingeschlagenen Stangen ruht. Im Schatten des Laubdaches duseln die Knaben oder jungen Männer, die die bequeme Aufgabe haben, die Saat zu bewachen, und bisweilen kann man aus einer solchen Hütte den langsamen, eintönigen arabischen Gesang hören, der zuweilen mit der Bauerngeige (rabâbe) begleitet wird. — Oft, wenn ich jene Wachthütten im Heiligen Lande gesehen habe, fielen mir die Hütten ein, die der lebhafte Petrus in der Verklärungsgeschichte bauen wollte (Mk. 9, 5). Ohne viel Mühe können sie dem Wanderer Schutz gegen den Brand der Sonne und gegen den Tau der Nacht gewähren.

Bisweilen sah man am Wege zwischen den Gurkenfeldern einen Sesamacker in dünnem, aber frischem Grün, mit den feinen, hellroten

[1] Jes. 1, 8 wird das im verheerten Lande einsam gebliebene Jerusalem damit verglichen.

Blüten geschmückt. Hier und da waren auch ihre länglichen Fruchtkapseln zu sehen; es war aber nicht leicht, sie an den Stauden zu unterscheiden, weil sie noch ganz grün waren. Die eigentlichen Früchte, die kleinen gerösteten Sesamkörner, werden vom Bäcker oft für das Feingebäck benutzt, um es für den arabischen Gaumen wohlschmeckender zu machen, dienen aber vornehmlich zur Bereitung eines ausgezeichneten Öles.

Auf dem Wege kamen einige Frauen uns entgegen. Sie sollten in die Stadt, um Obst aus ihren Gärten zu verkaufen. Sicher trugen sie die weiten, flachen Körbe auf dem Kopfe, oft ziemlich schwer mit allerlei Früchten, Hühnern, Eiern und Gemüse gefüllt. Manchmal sieht man oben auf dem Korbe die Schuhe der Frau, die besser hier als an den Füßen gegen die Steine des Weges geschützt sind. Leicht und flink trugen die Frauen fröhlich plaudernd ihre Bürden.

Langsam und feierlich schreiten einige Kamele an uns vorbei, mit schweren Lasten von Holzkisten beladen. Die Kisten sind mit Weintrauben gefüllt, die von der Ebene drunten am Meere nach nāblus geführt werden sollen. Zwei oder drei Paar Kisten waren jedem Kamel aufgelegt, sie rasselten leise gegeneinander, indem sie den langsamen Bewegungen des gehenden Kameles folgten. Jede Kiste war zum Schutz gegen die Sonne mit kleinen Zweigen und Blättern vom Weinstock überdeckt. Oft sieht man auch in den Weinbergen die reifenden Trauben auf dieselbe Weise mit ausgejäteten Schößlingen überdeckt, um ihre Reife zu verzögern.

Kleine Besen aus geschmeidigem Gras (sanām) lagen bisweilen oben auf den Kisten, es gelang mir aber nicht, zuverlässige Auskunft über ihren Gebrauch von dem sehnigen, sonnengebräunten Kameltreiber zu erhalten. Unter den Bäuchen der Kamele waren mit dicken Schnüren Hüllen aus Sacktuch befestigt, die bei den Bewegungen des Tieres während des Ganges gegen das Fell strichen und die Fliegen hinderten, sich dort festzusetzen.

Nach kurzem Ritt lag das von reichem Grün umgebene Dorf rafīdia vor uns, mit einer christlichen Kirche und einer mohammedanischen Moschee nahe beieinander. Der Fanatismus der Moslems war also hier wahrscheinlich schon schwächer als im fanatischen nāblus. Als wir durch das Dorf ritten, wurde unser ṣabāḥ il-chēr, „Guten Morgen!" mit einem freundlichen ṣabāḥ en-nūr, „Ihr Morgen sei Licht!" beantwortet. — Dort steht am Wege ein scharfdorniger Strauch mit verworrenen Zweigen. Wirklich, es ist eine Art des Judendorns, Zizyphus Lotus, ein alter Bekannter aus den wärmeren Gegenden im Osten, der eigentümlicherweise hier im Gebirge begegnet. Ein Zweig

muß in der Satteltasche mitgenommen werden, aber die Araber, die uns jetzt begegnen, können unmöglich verstehen, warum ich Zweige des unfreundlichen ʿarḳad-Strauches mühsam in meine Tasche stecke. Freilich die Franken sind einmal sonderbare Menschen, und was meinen die beiden chawādscha damit, daß sie den einsamen Weg reiten und nicht die große Landstraße? Hier sieht man doch selten Ausländer! Darum ihre verwunderten, gedehnten wēn, „wohin?“ und min schān ēsch, „warum?“ Daß jemand reisen könne, um die Verhältnisse eines Landes zu studieren, war ihnen unbegreiflich, sie meinten, daß unser Zweck nur „schimm il-haua“ sei, also eine Vergnügungsreise. Die guten Bauern trugen die gewöhnliche Bauernkleidung, aber anders als bei Jerusalem, auf dem Kopfe statt des Turbans ein Sonnentuch und darum eine dicke Schnur, die es am Kopfe festhält, wie es im Süden nur die Beduinen haben.

Der Weg fing an in die Höhe zu steigen, und die Aussicht erweiterte sich nordwärts gegen die Niederung hin, die von Westen in das Gebirge eindringt, von dessen Ketten und Hügeln das breite Tal immer mehr zusammengedrängt wird, bis es zwischen den mächtigen Enden jener Ketten und Hügel, Ebal und Garizim, zu einem schmalen Tal wird, das die Verkehrsstraße zwischen Westen und Osten bildet. Im breiten Tale konnten wir zwischen den Olivenhainen die Landstraße wie eine graue Schnur nach der Küstenebene laufen sehen. Ein Pflüger trieb mit lautem Zuruf in unserer Nähe seine Ochsen und bestellte mit seinem elenden Pfluge die dürre Erde seines Ackers. Er arbeitete im Schweiße seines Angesichts in der Hitze und kitzelte bisweilen seine Tiere mit dem langen Ochsenstecken, dem guten Dolmetscher seiner Rufe: ṯilmak, Geradeaus (eigentl. in deiner Furche)!, rūḥ, Vorwärts!, ṭīḥ, Auswärts (eigentl. steig hinab)!, iṭlaʿ, Einwärts (eigentl. steig hinauf)!

Von der Mühe des Fellachen ging aber der Blick in die Weite, schwang sich über die mattgrünen Olivenhaine im Tale und verweilte bei einem schön gerundeten Hügel, der sich mit der weichen und ebenen Rundung eines umgedrehten Schildes über sein Kesseltal erhob, innerhalb eines Gurtes von Bergen. Kein Zweifel, es war die prunkende Krone des alten Ephraim, die sich deutlich von den blauenden Anhöhen dahinter abhob. Wie gut erinnerte ich mich noch des Vormittags dort, als die Sonne warm und strahlend die verwüstete Herrlichkeit der alten Stadt beleuchtete und die Reste der Gebäude der ersten israelitischen Könige hinter dem Tempel des Herodes den Gedanken zu den unruhigen Zeiten nach der Spaltung des Reiches zurücklaufen

ließen. Alle finsteren Erinnerungen, die sich mit diesem Orte verbinden, verdunkelten mir nicht den eigentümlichen Reiz, den der Anblick jenes Schildbuckels in der Bergebene, der Zierde Israels, des gepriesenen Samaria, gewährt.

Bisher war der Weg zumeist steinig und hart gewesen, aber jetzt wurde der Felsen, über den der Weg geht, weicher und senkte sich gegen ein Tal, dessen Boden abgeerntete, kahle Felder zeigt, wo die Herden der Dörfer in der Nähe eine dürre spärliche Weide finden. Eine Frau war eifrig damit beschäftigt, auf dem Acker in einen flachen Korb den Dünger der weidenden Tiere aufzulesen, um ihn zum Heizen im Backofen der Fellachen, dem ṭābūn, zu benutzen. Minschān iṭ-ṭābūn, „für den Backofen!" erklärte sie lächelnd und zeigte ihre weißen Zähne, als ich nach dem Zweck ihrer Arbeit fragte. Ihre Tracht ist dieselbe, die von den Bauerfrauen in der Gegend von nāblus getragen wird: ein langes Kleid mit weiten Flügelärmeln und tiefem Brustausschnitt, von einem Gürtel zusammengehalten, grün und rot gestreift auf weißem Grunde, darunter weite, blaugraue Beinkleider, und auf dem Kopfe ein blaugraues Tuch, von einer breiten, auch blaugrauen Binde festgehalten. Diese bunte Tracht ist sehr kleidsam, besonders wenn sie so lange benutzt worden ist, daß die Schärfe der Farben sich gesänftigt hat und alles besser zusammenstimmt. Gelenkig und flink bewegte sich die junge Frau während ihrer Arbeit, die sie nicht unterbrach, um unsere Fragen zu beantworten.

Sesam- und Durrafelder[1] begleiteten abwechselnd den Weg und erfreuten das Auge mit ihrem Grün, das frisch und üppig zwischen den distelreichen Stoppelfeldern der Winterfrucht stand. Rindvieh und bisweilen einige Esel suchten hier und da dürre Halme oder vertrocknete Disteln, die spärliche Weide des Sommers, auf den trostlos nackten Feldern.

Zwei Männer begegneten uns auf dem Wege, während der mühsamen Wanderung schallīḳ essend, eine Art länglicher Gurke. „Was schreibst du?" fragten sie verwundert, als ich den Namen der Gurke, die sie mir gegeben haben, aufschrieb. Sie fanden meinen Wissensdurst unbegreiflich, also verdächtig.

Unser Ritt ging jetzt gegen das Dorf ḳarjet dschīt zu, das vor uns auf einem hohen Hügel liegt. Indem die Pferde in leisem Schritt uns bergauf tragen, begegnen wir Frauen, die vom Busch-

[1] [Sesam (Sesamum orientale) gab es in Palästina schon im 2. Jahrhundert n. Chr., Durra (Sorghum annuum) wohl noch nicht. In der alttestamentlichen Zeit dürfte Sommersaat kaum vorgekommen sein. Die Felder standen also nach der Ernte der Wintersaat (Weizen, Gerste) damals im Sommer fast kahl. D.]

walde kommen, wo sie Strauchholz gesammelt haben, das sie jetzt in gewaltigen Bündeln auf dem Kopfe nach Hause tragen. Bald sind es ältere Frauen, die mit gefurchten, verwelkten Gesichtern ruhig den Weg wandern, ihre Bündel tragend, bald kommen mit rüstigen lebhaften Schritten Mädchen und junge Frauen, ein frohes Lied singend oder munter plaudernd, bisweilen halb laufend, um bald nach Hause zu kommen, bald begegnen uns Frauen in mittleren Jahren, die mit festen Schritten und schrillen Stimmen einherschreiten. Alle sind froh, die mühsame Arbeit im Walde erledigt zu haben, wo sie die niedrigen Sträucher der Kermeseiche mit großen Stücken der knorrigen Wurzeln abgehauen oder die gleich dünnen Schößlinge der Mastix-Sträucher erbarmungslos mit der Wurzel ausgerodet haben. Die kleine Axt mit langem Griffe, die fast in jedem Bündel eingesteckt zu sehen ist, wird in der Hand der Hausmütter und Mädchen der Dörfer ein gefährlicher Feind des elenden Waldes, der noch hier und da auf den Bergen zu sehen ist, und was die Axt geschont hat, wird von den Ziegen abgeweidet. Keiner denkt daran, den Wald zu pflegen, und wenn der Wald einmal ausgerottet ist, wird die dünne Erde der Abhänge von den Winterregen abgespült werden und der nackte Kalkfelsen weißgrau daliegen, um den kleinen Sträuchern der dornigen Becherblume (Poterium spinosum) und anderen dornigen Zwergen ein armes, windiges Heim zu bieten.

Es ist mühsam, in der heißen flutenden Sonne mit den schweren Bündeln auf dem Kopf zu wandern, der bloße Fuß der Bauermädchen tritt aber fest auf den steinigen Pfad. Um unbehindert zu sein, sind die Schöße des geteilten Rockes beim Gürtel aufgeschürzt, so daß die weiten Beinkleider bis zu den Knien sichtbar werden. Die ganze Gestalt bewegt sich geschmeidig und fein, und der Gürtel, der den Rock bei der Mitte zusammenhält und durch einen großen Knoten vorn ziemlich straff angezogen ist, folgt den schaukelnden Bewegungen der Hüften und macht sie noch deutlicher — eine in den Liebesliedern gern besungene Zierde der Schönen. Die Gesichter der jüngeren Frauen und Mädchen sind oft regelmäßig und sogar schön, werden aber für das abendländische Auge durch die blauen Tätowierungen auf Stirn, Wangen, Lippen und Kinn entstellt, sogar in den Mundwinkeln fehlen nicht jene in den Liedern gepriesenen Schönheitszeichen. Die Augenbrauen und Wimpern sind mit kohl schwarz gefärbt, wodurch der dunkle Glanz der Augen noch erhöht wird, oft zum Vorteil des Gesichts, gegen dessen dunkle, sonnengebräunte Farbe die Augen wohl noch ein bißchen dunkler sein müssen. Der Morgenländer findet dies

reizend, und die Liebeslieder zeugen von der Unfähigkeit des jungen Mannes, sich der Wirkung des bezaubernden Blickes des schwarzumrahmten Auges und der langen geschwärzten Wimpern zu entziehen.

Ich schalte hier ein „Lied der Holzträgerinnen" ein, das mir von der aussätzigen Zmikna im deutschen Asyl Jesushilfe bei Jerusalem mitgeteilt worden ist. Das einfache Lied, das sicher oft über die Höhen in der Nähe von Ramallah, einem Dorfe nördlich von Jerusalem, das Zmiknas Heimat war, einförmig und langsam, aber für die jungen Männer voll Anmut, getönt hat, lautet:

| | |
|---|---|
| jā-mhaṭṭibāt il-ḥaṭab | O Mädchen, die ihr Strauchholz sammelt, |
| rūs il-ḥaṭab rīḥa | die Wipfel des Reisigs duften; |
| jā-mchallījāt il-a'zab | o Mädchen, die ihr den Junggesellen lasset |
| jimschi bala schrīḥa. | (in Eile nachlässig) ohne Ledergurt gehen. |
| jā-mhaṭṭibāt il-ḥaṭab | O Mädchen, die ihr Strauchholz sammelt, |
| mnēn dschibtinnu | woher bringt ihr es? |
| jā-mchallījāt il-a'zab | O Mädchen, die ihr den Junggesellen lasset |
| jusruk 'ala sinnu. | knirschen (vor Gram) mit den Zähnen. |
| jā-mhaṭṭibāt il-ḥaṭab | O Mädchen, die ihr Strauchholz sammelt, |
| rūs il-ḥaṭab lēmūn | die Wipfel des Reisigs sind Zitronenzweige, |
| jā-mchallījāt il-a'zab | o Mädchen, die ihr den Junggesellen lasset |
| jimschi kama-l-madschnūn. | wie einen Toren umherstreichen. |
| jā-mhaṭṭibāt il-ḥaṭab | O Mädchen, die ihr Strauchholz sammelt, |
| rūs il-ḥaṭab rīḥān | die Wipfel des Reisigs sind Myrten; |
| jā-mchallījāt il-a'zab | o Mädchen, die ihr den Junggesellen lasset |
| jimschi kamas-sakrān. | einhergehen wie ein Betrunkener. |

Nachdem wir die Steigung hinauf im Schritt geritten sind, erreichen wir das Dorf ḳarjet dschīt, das während der heißen Vormittagsstunden zu schlafen scheint. Nur eine Vogelart zeigt sich am Wege. Es sind grünschimmernde, krummschnäblige Bienenfresser, die mit kurzem Flügelschlag und raschen Bewegungen immer hin und her fliegen. Niemals sieht man einen sitzenbleiben, und darum sagt, wie mir Professor Dalman erzählte, ein rabbinisches Sprichwort, daß der Messias kommen wird, wenn der Bienenfresser sich setzt. — Auch die Bienen summten vor ihrem Stocke, der aus Tonröhren in einer warmen Ecke gebaut war. Die Tonröhren des Bienenhauses sind zu einem pyramidalen Haufen übereinander gelegt und haben alle vorn ein kleines Flugloch. Hinten sind sie durch einen Deckel verschlossen und mit Lehm verschmiert. Hier sammeln die Bienen das ganze Jahr hindurch den Honig, der von den Fellachen hoch geschätzt wird, wie die zwei Bauern, die endlich aus dem Dorfe kamen, mit den Worten andeuteten: „Honigbienen, sehr gut!", indem sie auf die bienenumschwärmten Tonröhren deuteten.

Über kleine Anhöhen und Tälchen mit schönen Feldern von Sesam und Durra ritten wir, oft noch kleinen Gruppen von Holzträgerinnen begegnend, die vorzüglich zum morgenländischen Gepräge des heißen Julitages und der Sommerlandschaft paßten. Mehrere Dörfer lagen in der Nähe, von Olivenhainen umgeben, dem einzigen matten Grün in der Landschaft. Einige alte Ölbäume standen nahe am Wege, so alt, daß sich ihre Stämme wie mit einem Netzwerk von ungefähr zwei Finger breiten, halbrunden, strickartigen Streifen umwunden hatten, in denen das Holz des im Kerne morschen Stammes sich erneute.

Ein großes Feld mit langen Schlangengurken liegt mit seinem spärlichen Grün am Wege in der nackten Umgebung westlich vom Dorfe. Im Gurkenfelde stehen auch hier zwei Wachthütten aus Pfählen, Ästen und Gestrüpp, vielleicht Becherkraut, das reichlich auf den kahlen Anhöhen ringsherum wächst. Ein Paar müßige Jungen liegen im Schatten der Hütten. Das Becherkraut ist hier und da auf dem Hügel am Wege abgebrannt worden, vielleicht doch mehr zufällig, als um wirklich jene stechenden Dornen des Bodens zu bekämpfen.

Aufs neue begegnen uns Gruppen von jungen Frauen, die Bündel vom Gesträuch des Hügellandes auf dem Kopfe tragen. Es schien, als hätten die Frauen in den Dörfern am Wege einen gemeinsamen Raubzug unternommen, um in Gesellschaft Brennholz in Vorrat zu sammeln. Der Blick glitt wieder über die Gestalten der Palästinerinnen in ihren leichten Gewändern, deren Farbenmischung bald mehr das Blau, das Grün oder das Rot vorherrschen ließ. Dort kommt ein Mädchen, das anmutsvoll und leicht den Pfad wandert, in seinem gelb, rot und grün gestreiften Kleide farbenreich wie die morgenländische Landschaft, mit fröhlichem, von keinen abendländischen Übeln und Sorgen getrübtem Lächeln. Die Bewegungen jener Gestalten, die leicht unter den Lasten gebogen, aber gelenkig und weich einherschritten, noch nicht unter den Mühen der arabischen Hausmutter und dem frühen Alter verwelkt, verrieten, daß das Bild der arabischen Liebeslieder vom „Freunde“[1] als der feingliederigen Gazelle der felsigen Anhöhen aus dem morgenländischen Leben selbst stammt.

Die Hügelketten der Landschaft fangen nun an, ein weicheres Aussehen anzunehmen, und zeigen, daß das Gebirge ins Hügelland überzugehen beginnt. Ganz kahle Stellen zeigen sich überall auf den

---

[1] Damit ist die Geliebte gemeint. Im Hohenliede (2, 9. 17) gleicht der Geliebte einer Gazelle.

Abhängen, von den dürren braungrauen niedrigen Beständen des Becherkrauts unterbrochen; aber auch zwischen diesen genügsamen Bewohnern des kärglichen Bodens leuchtet der Kalkgrund in grauweißen Streifen überall hervor.

Der Weg führt uns über einen kleinen Höhenzug gegen das Dörfchen el-funduk, das auf dem hier ziemlich ebenen Felde liegt, nur von einigen einzelnen Bäumen umgeben. Auf beiden Seiten des Weges breiten sich gute Ackerfelder aus, wo die Durrasaat hoch und dicht steht, frisch grün mit einer schwach hellvioletten Abstufung oben, wo die großen, blühenden, länglichen Rispen sich leise im schwachen Winde bewegen. Hier und da bog sich eine abgeblühte Rispe schon seitwärts, und bisweilen konnte man dazwischen schwarze Stellen sehen. Es mußten Brandähren sein, die jene finsteren Kleckse im frischen Grün des Durrafeldes bildeten.

Dicht daneben lag ein Acker, der nach der Ernte der Wintersaat nur Disteln trug, und ganz besonders eine von den Arabern kūṣ genannte Art, die stellenweise in unglaublich starken Beständen wuchs. Eine Frau ging dort auf dem Distelfelde und erntete mühsam den dornigen Segen, den ihr der Boden trug. Sie schlug eifrig mit einem Stöckchen die Köpfe der Disteln ab und sammelte sie in kleine Haufen, wo sie in der Sonne trocknen sollten, um nachher verbrannt zu werden. Am Wege konnte ich mehrere Aschenhaufen von Disteln sehen, die also auf diese Weise im Feuer verbrannt worden waren.

Es wird sich der Mühe lohnen, die gewöhnlichsten Distelarten und Dornkräuter auf dem Felde und am Wege ein wenig zu beobachten[1]. Der kūṣ der Araber, lateinisch Carthamus glaucus, v. syriacus, bildet oft eine dichte, graublaue Fläche, aus welcher seine violetten Blütenkörbchen matt hervorleuchten. Wahrscheinlich ist dieser kūṣ, eine der gewöhnlichsten Unkrautarten des Heiligen Landes, der „Dorn" (kōṣ) des Fluches von 1. Mos. 3, 18. Neben ihm erscheint als die „Distel" des Fluches der dardar der Bibel und der durdār des nördlichen Palästina, in den südlichen Teilen des Landes und auch in den Gegenden, durch die wir jetzt reiten, als murrēr bekannt, eine dornige Flockenblume, Centaurea pallescens, ein Verwandter der weichen

[1] [G. Killermann hat in seiner an sich verdienstvollen „Bestimmungstabelle der palästinischen Flora" ZDPV 1916, S. 7 ff., bei den Disteln wie sonst öfters eine unzutreffende Auswahl der Pflanzen getroffen, was sich u. a. darin zeigt, daß von den verbreitetsten Distelarten, die hier verzeichnet sind, die wichtigsten fehlen. Über die arabischen Pflanzennamen vgl. Dalman in dem von Dinsmore zusammengestellten Pflanzenverzeichnis, ZDPV 1911 (auch Buchausgabe). D.]

Kornblume[1] unserer Roggenfelder, jetzt graugelb und abgeblüht, aber wegen seiner im dürren Zustand noch mehr stechenden Dornen gefürchtet.

Steif und abgeblüht steht hier und da Gundelia Tournefortii, beinahe ballförmig durch die kurzen, nach allen Seiten quer ausgesperrten Äste und die dicken, länglichen starren Blätter, dazu bereit, sich vom Winde über die Felder rollen zu lassen, wenn er die dürre Staude vom Boden abgebrochen hat, deren Stengel nach der Reife der Früchte zusammengeschrumpft ist. Oft bin ich im Sommer zum Spaß mit dem Stabe dem Winde zuvorgekommen, um zu sehen, wie die ganze Pflanze, nachdem der Stengel dicht am Boden abgeschlagen war, über das Feld im Winde rollte, um schließlich von einem Steinhaufen oder anderen Pflanzen zurückgehalten zu werden. Die Ausstreuung der Samen wird besonders durch diese Eigentümlichkeit der Pflanze befördert, die auf den großen Feldern des Ostjordanlandes noch mehr hervortritt, wo die großen Bälle der zusammengewickelten Disteln den Arabern als der rollende ʿakkūb wohlbekannt sind. Sicher war diese Distel vor allem gemeint mit der Rollpflanze von Ps. 82, 14. Neben der scharfbewaffneten Notobasis syriaca sieht man auch eine „Kratzdistel“, Cirsium Acarna, hier und da am Wege und in den Feldern, wo ihre freilich nicht hohen, aber mit dichten und scharfen goldglänzenden langen Dornen bewaffneten Stauden die Pflanze zu den Unkräutern gehören lassen.

Furchtbar dicht wuchs stellenweise auf den Stoppelfeldern die ellenhohe Golddistel, Scolymus hispanicus, die auch öfters in die Sesamfelder hineinschleicht und ein bisweilen sehr lästiges Unkraut zu sein scheint. Die Stauden dieser Distelart bilden, wo sie in größerer Anzahl vorkommen, ein grauweißes, verstrickendes Dickicht, das dem Pflüger sehr hinderlich wird, wenn sie nicht abgehauen werden.

Abgeblüht und starr stand vielfach eine dornige Hauhechel, Ononis antiquorum, arabisch schibruḳ, auch ein stellenweise sehr lästiges Unkraut. Nach der Ernte kann man auf den Stoppelfeldern überall die schibruḳ-Stauden sehen, aber nach und nach werden sie trotz ihrer Dornen von den Ziegen abgeweidet. Dies gilt auch zum Teil von den andern Unkräutern der Stoppelfelder, die darum am Ende des Sommers beinahe völlig nackt daliegen. Für schibruḳ wie für die eigentlichen „Disteln“ im Heiligen Lande gilt das Wort des Halb-

[1] [Eine dieser sehr nahe stehende Art, Centaurea cyanoïdes, ist auch im Frühsommer Palästinas in der Flora steiniger Halden häufig, erscheint aber nur ausnahmsweise als Feldunkraut, irrig bei Killermann, ZDPV 1916, S. 49. D.]

beduinen Abd el-Wali[1], daß sie 'adāb lil-ḥaṣṣād, „eine Plage für den Schnitter" sind.

In el-funduḳ angekommen, rasteten wir eine Weile vor dem Dorfe unter einem buschigen Feigenbaume, in dessen Schatten zwei Holzträgerinnen ruhten. Ihre langen Bündel von den Schößlingen der Kermeseiche und des Mastixstrauches standen gegen die Äste des Feigenbaumes gelehnt, und während die Frauen im Schatten ausruhten, lagen die Kopftücher, auf denen die Lasten getragen werden, auf dem Boden vor ihnen ausgebreitet, um zu trocknen. Es galt aber, nicht zu lange hinter den andern zurückzubleiben. Die Frauen erhoben sich, nahmen jede ihr Tuch und drehten es behende zu einem Ring, medwara genannt, von etwa demselben Aussehen wie die Ringe, auf die der Wasserkrug von der arabischen Frau gesetzt wird, wenn sie zur Quelle geht. Auf jene Ringe, die den Scheitel schützten, wurden dann die Reisigbündel gelegt, und mit flinken Schritten eilten die beiden Frauen den andern nach. — Das Reisig sollte „min schān ṭabīch" sein, also nicht zum Heizen im Backofen, sondern zum Bereiten der „Kochspeise", die der Palästiner beim Abendessen nicht vermissen will.

Auf dem Tennenplatz westlich vom Dorfe wurde gedroschen, und das einförmige Lied des Treibers der dreschenden Tiere klang uns nach, als wir nach einer Weile den Ritt fortsetzten. Ein Endchen vom Dorfe hatten wir rechts ein Durrafeld, wo die mannshohe Sommersaat in voller Blüte stand[2]. Sofort fielen hier in die Augen schmale, anderthalb Ellen hohe Pfeiler aus aufeinander gelegten Steinen, die in einer weitläufigen Reihe neben dem Wege am Ackerrand standen. Ebenso auffallend war eine sonderbare Wachthütte, die zwischen den kräftigen Ästen eines knorrigen Ölbaumes gebaut war. Ein Paar Männer vom Dorfe, die hergelaufen kamen, als wir, von unseren weißen Sonnenhelmen verraten, ohne weiteres in der Durrasaat umherschritten, erklärten uns, wozu jene Einrichtungen dienen sollten.

---

[1] [Ich kann nicht unterlassen, hier zu erwähnen, daß dieser mein alter Freund, der seine gute Kenntnis von palästinischer Natur und Sitte mir immer willig zur Verfügung stellte, der manches Institutsmitglied auf seinem Rücken über den Bach von el-fauwār getragen hat, nicht mehr ist. Die Kriegsnot hat ihn hinweggerafft. Auch die S. 104 erwähnte Zmikna, die ebenfalls mir wie dem Verfasser dieses Aufsatzes manches Nützliche mitteilte, hat der Tod von unheilbarem Leiden erlöst. D.]

[2] [S. dazu oben S. 102 Anm. 1. Durra ist eine Hirseart (Sorghum annuum) mit hoher langblättriger Staude, die an Mais erinnert. Das „Kafferkorn" Afrikas ist eine ihm sehr nahestehende, aber nicht völlig gleiche Abart. D.]

Die Steinpfeiler am Ackerrande, il-ḳanāṭir, wie sie von den Männern genannt wurden, waren am Acker „der Vögel wegen“ aufgestellt, also Vogelscheuchen, sollten aber nach unsern lautstimmigen Gewährsmännern, die sich noch nicht über unsere Wanderung in der Saat beruhigt hatten, auch zum Wegscheuchen von Wildschweinen dienen, die man in der Gegend bisweilen sehen könne. Die Wachthütte im Ölbaume, von den Männern ʿerzān genannt, sah nicht sehr fest aus, zusammengeflochten wie sie war ohne viel Mühe von einigen Ästen des Johannisbrotbaumes und Durrastroh, aber man versicherte, daß sie dem Wächter auch nachts als Schlafplatz diente. Die Leute im Dorfe schienen für ihre Sommersaat, die zu dieser Zeit zu reifen anfing, Diebe zu fürchten, und das konnte man auch verstehen, wenn man sich gegen West und Südwest wandte und sah, daß el-funduḳ das letzte Dorf vor dem von Strauchwald bewachsenen Gebiete ist, das sich im Westen ausbreitet.

Es machte mir besonderes Vergnügen nachzusehen, welche Pflanzen als Unkräuter in der Sommersaat[1] vorkamen. Schon zuvor während des Rittes dieses Tages hatte ich nicht selten in den Durrafeldern am Wege ein dünnhalmiges Gras mit lichten, braungrünen Rispen gesehen, das oft kaum niedriger war als die Durrapflanzen, und an vielen Stellen ein ziemlich dichtes Untergewächs zwischen den hohen Durrastauden bildete. Auch hier gab es mehr als wünschenswert von jenem ḳuṣṣēb der Araber, Sorghum halepense.

Reichlich wächst auch in der Sommersaat das niedrige, anmutige Gras des Hundszahns, Cynodon Dactylon, überall von den Arabern wie von unseren Gewährsmännern unter dem Namen endschil gekannt. Im Sommer ist diese hübsche Grasart oft das einzige spärliche Grün am Pfad, wenn der Boden im übrigen von der Sonne ganz abgebrannt ist. Es kommt schon während des Spätfrühlings in den Feldern vor und wächst den ganzen Sommer hindurch in der Saat, tut aber wegen seiner Winzigkeit nicht allzuviel Schaden. — In der jüdischen Kolonie Kinnereth in der Nähe des alten Sinnabris am südwestlichen Strande des Sees von Tiberias wurde endschil als ein in den Feldern und Krautgärten nicht harmloses Unkraut bezeichnet. Wahrscheinlich wird das Gras wie alle Pflanzen und besonders die Disteln in jener warmen Gegend größer und wuchert noch mehr als in andren Teilen des Landes.

---

[1] [Im Gleichnisse vom Unkraut im Acker (Matth. 13, 24 ff.), s. Sprenger PJB 1913, S. 87 ff., ist an Weizen, also Wintersaat gedacht, Sommersaat sind außer Durra hauptsächlich Sesam und Kichererbsen. D.]

Lästiger als Unkraut waren dagegen die dornigen, eine knappe Elle hohen Stauden einer Leguminose, des Mannastrauchs, Alhagi Maurorum, von den Arabern ʿakūl genannt. Die schönen, tiefroten Blüten der Pflanze, die stellenweise mit ihrer warmen Farbe sehr dicht zwischen den Durrastauden leuchteten, zeigten, daß es nur zu viel von ihren schädlichen Trägern im Felde gab. Sehr häufig, aber auch harmlos war die niedrige Färberfrucht, Crozophora verbascifolia, die sich mit ihren graugrünen Stauden zu dieser Jahreszeit im ganzen Lande in die Sommersaat hineinschleicht. Die Araber nennen die Pflanze ṛubbēre, von ṛabara, „Staub", weil die ganze Staude wie mit feinem Mehl bestreut ist. Bisweilen wird dieses Unkraut aus den Krautgärten ausgejätet.

Einige türkische Kupfermünzen wanderten in die sehnigen Hände unserer beiden Durrawächter, und mit einem maʿ as-salāme, „mit Heil", als Abschiedsgruß wurde der Ritt südwestwärts fortgesetzt, wo die langen, immer mehr sinkenden Hügelketten sich in einer stellenweise dunkleren Farbe als die Anhöhen hinter uns zeigten. Noch hatten wir kaum einen wirklichen Strauch in der Landschaft gesehen, nur das kleine graubraune Becherkraut (S. 103), das auf erbarmen Anhöhen und Abhängen des Gebirges sein trauriges Zeugnis ablegt von verschwundenem Wald, der dem Unverstand der Menschen und den scharfen Zähnen der Ziegen zum Opfer gefallen ist.

Je nachdem die Entfernung sich minderte, wurde die dunkle Farbe der Hügelketten deutlicher. Kein Zweifel, dort begann das Gestrüpp, von dem die Frauen kamen, die uns mit ihren Reisigbündeln begegnet waren. Noch eine Viertelstunde, und die Vorposten des Strauchwaldes begegneten uns am Wege als vereinzelt umhergestreute, selten mehr als meterhohe, jährlich von den Ziegen abgeweidete und darum ähnlich den „Hexenbesen" der nordischen Birken dreinschauende Sträucher von Weißdorn und Kermeseiche. Diese Vorposten standen aber dünn und milderten nicht den braungrauen Farbenton, den das halbdürre Becherkraut in Verbindung mit Kalkfelsen und Steinen dem Boden bisher gegeben hatte. Doch dort stehen einige prächtige Johannisbrotbäume, deren buschige Äste von den dunkelrindigen, glatten Stämmen so hoch getragen werden, daß die steifen dunkelgrünen Blätter vor den Ziegen geschützt sind, die darunter im Schatten ruhen[1], während sie sonst lieben, sich auf die Hinterfüße zu

[1] Der morgenländische Hirte sucht, wenn möglich, während der heißesten Stunden des Tages seinen Tieren Ruhe im Schatten und am liebsten am Wasser zu bereiten, ein Zug aus dem Hirtenleben, der im 23. Psalm als schönes Bild von der Leitung des Herrn benutzt wird.

stellen, die Vorderfüße gegen den Stamm lehnend, um dann erbarmungslos alles Grüne, was sie erreichen können, abzunagen.

Nackt und schmutziggrau zeigten sich dann bald einige Sträucher, die gegen die Sonne nur harte, holzartige Dornen wandten, nachdem die Blätter im Anfang des Sommers gefallen waren. Aber doch konnte ich einen Bekannten von früheren Ritten erkennen. Im Frühling streut dieser Strauch ganze große Bündel von goldglänzenden Blüten über die Felsenklüfte, in denen er wohnt. Wenn aber die Sonne zu brennen anfängt, zieht dieses bezaubernde Feuer der Frühlingstäler seinen grauen Harnisch an, um nicht zu verdorren. Die Araber kennen den Strauch als ḳundēl, die Gelehrten als Calycotome villosa, „Stechpfriemen“.

Auch die Mastixsträucher, Pistacia lentiscus, fingen an sich zu zeigen. Sie sind Verwandte der echten Pistazie, deren Früchte gern gegessen werden, aber in Jerusalem nicht immer zu haben sind und merkwürdig hohen Preis haben. Diese dünnstämmigen, nur ungefähr meterhohen, steifblättrigen und sehr harzreichen Sträucher, die meist dichte Gestrüppe bilden, sind in großen Teilen des Landes, besonders in den Gegenden der alten Schephela, ein Hauptbestandteil des Strauchwaldes. Oft, wenn ich dort zwischen den dichten Beständen jener Sträucher im Sonnenschein der schönen Frühlingstage ritt und ihren starken Duft über den Abhang, wo vielleicht ein Hirt seine Herde weidete, daherwehen fühlte, dachte ich an das Hohelied und seine wohlriechenden Berge, auf denen der Freund umherstreift.

Noch ein paar Bekannte von den Frühlingstagen im Hügellande konnte ich in den dürren Stauden erkennen, die jetzt abgeblüht und mit verwelktem Schmelz zuweilen neben den Sträuchern standen. Es waren die hochgeschossene Salbeiart Salvia triloba und die niedrige Cistusrose, die erstere im Frühling wegen ihres Wohlgeruches bekannt, der vom Rande des Strauchwaldes dem Reisenden entgegenströmt, und von den Arabern unter dem Namen mirjamīje, „Marienkraut“, als Medizin benutzt, die letztere wegen ihrer herrlichen, hellroten Blumen gepriesen.

Vor uns lagen am Wege zwei Hügel, nicht besonders hoch und beide gleichförmig und weich gerundet. Gegen den nördlichen von jenen Hügeln, namens el-kumēn, ging unser Ritt. Bald waren wir am Fuße des Hügels und gingen zwischen Felsenblöcken und Gestrüpp den mühsamen Abhang hinauf. Die Aussicht vom Gipfel war weit. Ostwärts erschien, gerade über dem Dorfe dschinsafūt, das Heiligtum des Selmān el-Fārisi auf der hohen Hügelkette, an deren östlichem

Fuß das Dorf huwâra liegen muß. Im Nordosten schloß den Horizont der breite Rücken des Ebal nebst dem westlichen Teil des Garizim, dessen Scheitel jedoch von näheren Anhöhen verhüllt ist. Westwärts zeigt die gegen die Küstenebene sinkende Landschaft immer niedrigere Hügel, überall mit lichtem Gebüsch bewachsen. Unser Hügel war der letzte bedeutende Ausläufer des eigentlichen Gebirgslandes, an dessen Schwelle wir also jetzt standen, um durch das Hügelland nach der Ebene unseren Ritt fortzusetzen. Oben auf dem breiten Gipfel des Hügels war der Boden kultiviert, Spuren einer alten Ortslage waren nicht zu sehen. Einen ziemlich großen Stein bemerkte ich jedoch, mit drei Stufen, aber ohne Schalen, und auf der Südseite möglicherweise die Reste eines Turmes von guten Steinen. Aber weder Mörtel noch Tonscherben waren erkennbar.

Unterhalb des Hügels, der von Westen gesehen recht hoch und beherrschend aussieht, begann sofort ein wirklicher Wald von kleinen Bäumen und Sträuchern. Hier konnte man die Spuren der Arbeit der Holzträgerinnen, die uns in langen Reihen begegnet waren, deutlich sehen. Stellenweise hatten sie den größten Teil eines kleinen Strauchbestandes mit den knorrigen Wurzeln ganz ausgerissen und dem Walde eine offene Wunde geschlagen, die schwierig zu heilen ist, wenn nur einzelne Schößlinge noch dastehen und leicht eine Beute der Ziegen werden. Der Felsen trat überall zutage in langen, gleich dicken Schichten, bisweilen mit Haufen von Steinen bedeckt, zwischen denen deutliche Reste von kleinen Gebäuden zu sehen waren, wahrscheinlich Wachttürme, die früher vielleicht den Weg schützten. Wenigstens von drei derartigen Wachttürmen konnte ich am Wege Reste sehen, die in gleichen Zwischenräumen gebaut worden waren. Einige arabische Jungen, die neben einer verfallenen Zisterne standen, sagten uns, es solle ganz in der Nähe eine Ruine geben; es war aber trotz kleiner Streifzüge kreuz und quer durch die Sträucher unmöglich, sie zu finden.

Der Wald wurde immer dichter. Unter all diesem buschigen Grün, dem Auge nach dem Ritt durch die dürre kahle Landschaft doppelt willkommen, konnte man sogar einzelne wirkliche kleine Bäume sehen, die auf einem ziemlich astlosen Stamm ihre Kronen über das Gebüsch hoben. Wenn die Fellachen der Gegend sich die Mühe geben wollten, wie die Mönche auf dem Tabor die Sträucher zu lichten und zuästen, könnten sie sicher nach einigen Jahren einen hochstämmigen Wald aus Kermeseichen bekommen. Aber wer sollte sich unnötigerweise um den Wald kümmern in diesem Land, das niemals Forstkultur kannte.

Die Kermeseichen (Quercus coccifera) waren der Hauptbestandteil des Waldes, aber zwischen ihnen standen auch andere „Waldbäume“; die mehr oder minder dazu beitrugen, dem Walde ihr eigentümliches Gepräge aufzudrücken. Kleine Terebinthen (Pistacia palaestina) bildeten nebst Kreuzdorn (Rhamnus palaestina), einen Teil des dichten Gesträuches. Auch den Storaxstrauch (Styrax officinalis) konnte man oft sehen, und wenn man die dicht belaubten Sträucher näher beobachtete, fand man zahlreiche weißgelbe Früchte, groß wie Kirschen, zwischen den schön grünen, auf der Unterseite grauhaarigen Blättern. Auch die eichenähnliche Phillyrea media, die ich vorher auf dem Tabor gesehen, glaubte ich unterscheiden zu können. Grau und ohne Blätter standen auch hier die Stechpfriemensträucher in ihren Dornen und Stacheln. Einen Baum, den man sonst auch in palästinischen Wäldern findet, den Erdbeerbaum (Arbutus Andrachne), konnte ich hier nicht verzeichnen, obgleich ich die ganze Zeit die rotrindigen Stämme jenes Baumes zu erblicken erwartete.

Der Reitpfad verlor sich bald im Strauchwalde, der hier die ganze Gegend bedeckte und die alten verfallenen, von mittelgroßen Steinen gebauten Terrassen umstrickte, die stellenweise noch deutlich zu sehen waren als Zeugen vom Fleiße der ehemaligen Bewohner dieser Gegend, als die jetzt waldigen Abhänge angebaut waren und die Weinberge die Felsen mit dem Grün ihrer Reben bedeckten.

Ein Fellach ging zwischen den Sträuchern, schien aber unsere Fragen nach dem Wege nicht zu verstehen. Dagegen sagte er uns gern die Namen der Sträucher in der Nähe, und auch hier schien das Volk sehr gut die verschiedenen Arten der Eichen getrennt zu halten, die sonst nicht leicht zu unterscheiden sind.

Erst nach einer Weile gelang es uns, mit Hilfe der Karte die annähernde Richtung zu finden, in der wir reiten sollten; wir verließen den Wald und setzten den Weg zwischen Olivenbäumen fort, die in einer breiten und flachen Talmulde hier und da auf den Äckern standen. Als wir eine Viertelstunde im Tale getrabt hatten oder die Terrassen hinuntergeklettert waren, erblickten wir vor uns in einiger Entfernung das Dorf ʿazzūn, in dessen Nähe Mittagsrast gehalten wurde unter einem schönen Johannisbrotbaum, zwischen dessen dichten Blättern ganze Bündel von langen, gelbgrünen Hülsen hingen. Aus den Satteltaschen wurde unser Mittagsmahl hervorgeholt und schmeckte nach dem langen Ritt vorzüglich. Tischgetränk lieferte eine große Wassermelone, die uns von nāblus mitgegeben war. Die Kerne, die in großer Anzahl im Innern der Frucht liegen, beeinträchtigen freilich

den Genuß ein wenig, dieses Übel vermindert aber nicht den Wert der schönen Frucht. Während der Mahlzeit beobachtete ich, daß die grüne Farbe der Hülsen des Johannisbrotbaumes schon in Braun überzugehen anfing, obgleich die Reife noch zwei Monate entfernt war. Schon waren indes die Früchte genießbar und schmeckten als unreif gar nicht übel; sie waren aber zum Teil von Maden zerstört.

Bald war die Mahlzeit beendigt und unser Pferdebursche Abd es-Salām mit den Überbleibseln fertig. Dann ging der Ritt durch das breite Tal wādi ʿazzūn westwärts. Die ganze Landschaft war nun flacher und sagte uns, daß wir uns der Ebene näherten. Gestrüpp und Bäumchen bedeckten überall die sich sanft abdachenden Talwände, bisweilen von einem wuchernden Johannisbrotbaum überragt. Unten auf der Talsohle wuchsen in kleinen Gruppen Keuschlammsträucher (Vitex Agnus Castus), oft mit leuchtend blauen Blütenrispen an den Wipfeln. Diesen Strauch sieht man nur an Orten wärmeren Klimas in Palästina, er bewies besonders deutlich, daß das Tal sehr bald in das Küstenland münden werde.

Aus dem Walde, der noch immer fortdauert, tönen uns Axthiebe entgegen. Ein Fellach ist damit beschäftigt, Brennholz zu hauen. Am Rande des Gebüsches liegen ein Esel und ein Kamel und warten, während sein Mithelfer die Saumlasten ordnet.

Noch ein Stück weiter, so erscheint wieder das erste bebaute Feld, dünn mit Sesam bewachsen. Oben an der südlichen Talwand stehen einzelne Ölbäume. Ein Dorf muß also in der Nähe sein. Der Weg im Tale, der in langsamer Steigung aufwärts leitet, scheint dank seiner bequemen Beschaffenheit als Teil des wichtigsten Verbindungsweges von nāblus nach Jaffa noch immer ziemlich benutzt zu werden. Eine ganze Karawane von Kamelen kommt uns entgegen mit großen Saumsäcken und Schellen, die bei den langsamen, abgemessenen Schritten der Tiere baumeln und bimmeln. Das erste Kamel in der Reihe ist reich mit bunten Fransen und Quasten geschmückt, während Ketten aus kleinen blauen Kugeln als genügend angesehen wurden, die folgenden Kamele gegen den bösen Blick zu schützen, gegen den der Araber sich niemals sorgfältig genug wehren kann.

Endlich erweitert sich wādi ʿazzūn, und die Talwände sinken zu immer schwächer werdenden Dünungen einer mehr ebenen Gegend. Südwärts erscheinen in der Ferne ein paar Häuser und ein Wachtturm, in dichtes und mattes Grün der Ölbäume eingebettet. Noch erinnerte an das Waldgebiet hinter uns ein rußiger, etwa wie ein Kalkofen von mittelgroßen Steinen gemauerter Kohlenmeiler dicht am Wege.

Vielleicht waren die Holzbündel, die oben im Tale auf das Kamel und den Esel geladen wurden, für ihn bestimmt, um dort in Kohlen verwandelt zu werden und nachher in das Geld, das der arme Bauer braucht, um leben und die Steuerschulden zahlen zu können. Die Holzkohlen bilden für die beweglichen städtischen Herde ṭabbāch und kānūn die einzig mögliche Heizung. So werden die Armut des Bauern und das Heizbedürfnis des Städters zu einem bösen Feinde des Waldes, der unrettbar verloren scheint[1].

Zu beiden Seiten des Weges breiteten sich jetzt Sesamfelder aus, auf denen die Sesamstauden reihenweise in den Furchen standen, bis wir das kleine Dorf ḥable erreicht hatten. Von Tennen im Norden und Westen umgeben erschien uns das Dorf als ein Vorposten der Ebene, doch war es so hoch gelegen, daß der Blick von dort sehr gut westwärts die Dörfer und Felder der Ebene zu einem fesselnden Ganzen zusammenfassen konnte. Einige Senkgräber im Felsen beobachtete ich in der Nähe des Dorfes neben den gewöhnlichen einfachen Grabhügeln aus zusammengelesenen Steinen, die man auf dem dürftigen Friedhof des palästinischen Bauerndorfes findet. Ein Heiligengrab gab es auch, aber so kläglich wie selten, indem innerhalb der niedrigen, halb zusammengefallenen Steinmauer, die das eigentliche Grab eines mohammedanischen Heiligen umfriedigte, nur einige an Stöckchen befestigte bunte Fetzen die Heiligkeit des Platzes bezeugten.

Der Ritt ging von ḥable mehr südwestwärts an Durrafeldern hin, die mit ihrem schönen, weichen Grün große Weiten der Ebene bedeckten, und aus denen in der Ferne die alte arabische „Quellburg" ḳalʿat rās il-ʿēn sich erhob. Gleich neben dem Wege wuchs an zwei Stellen die schönste Distel Palästinas, die wilde Artischocke (Cynara syriaca), deren große Blumenkörbe mit tiefblauer Farbe leuchteten. Es freute einen Blumenfreund, diese königliche Distelart wachsen zu sehen, und ich zauderte nicht, trotz des bewaffneten Widerstandes der tief- und feinzipfeligen Blätter und der scharfen Deckblätter der Blumenkörbe, mich einiger Blütenstengel und Blüten zu bemächtigen.

Ein Stück ostwärts lag ein Dörfchen, wo auf der Tenne gedroschen wurde. Hier trennte ich mich von meinem Begleiter, gab unserm Burschen das Pferd, um zu Fuß nach der „Quellburg" zu gehen und an der Quelle blühenden Papyrus zu suchen. Als ich

[1] [Die einzig mögliche Rettung des palästinischen Waldes besteht nicht in Abholzungsverboten, die schon öfters erlassen wurden, sondern in einem Steuergesetz, das die Bauern entlastet, und in der Beschaffung anderer Heizmittel für die Städter. D.]

über die Felder mit der Burg als Augenmerk wanderte, hatte ich gute Gelegenheit, die Unkrautarten auch hier zu beobachten. Über die Maßen lästig war auf den Stoppelfeldern der auch in Deutschland vorkommende Doldenblütler Ammi majus, arabisch chille „Zahnstocher" genannt, der durch sein unglaublich dichtes Vorkommen die Wanderung über ein solches Feld oft sehr mühsam macht. Dürre Stauden der schon früher genannten Disteln und des Ackersenfs (Sinapis arvensis) vereinigten sich anderwärts auf weiten Gebieten zu einer wirren Masse, daneben blühte in Menge die niedrige, kleindornige Süßholzpflanze (Prosopis Stephaniana), die ihre sahnengelben Blüten in ihrem feinen fiederblättrigen Grün verbirgt und wegen ihrer Niedrigkeit unbesorgt sein kann, das Schicksal ihrer dornigen Schwestern zu teilen, die vom Bauern zusammengebracht waren, nachdem er sie mit großer Mühe ausgerissen hatte, um in der Sonne zu sterben. Zu den lästigen Unkräutern gehörte auch unsere Zichorie (Cichorium Intybus), deren zarte Blätter man im Frühling als Salat ißt. Harmloser war die kleine Grasart „Hundszahn" (s. o.), die freilich zahlreich in der Saat wie auf den Stoppelfeldern herumkroch, aber in dem spärlich gesäten Getreide kaum schädlich war. Dasselbe gilt von den grauweißen, zarten Ranken eines kleinen „Leinblatts", der Linaria spuria, und einer weißblühenden Windenart. Eine Sonnenwenden- und eine Knöterichart waren auch als oft vorkommende Unkräuter zu verzeichnen. In der Durrasaat, die schmiegsam mich zwischen den hohen Stauden hindurchschlüpfen ließ, wuchsen auch hier stellenweise ziemlich dicht die Rispen der wilden Durra, Sorghum halepense.

Auf dem kleinen Pfad, den ich im Durrafelde gefunden hatte und der ohne weiteres in der Saat niedergetreten war, begegnete ich plötzlich mitten unter den hohen Durrastauden, die völlig die Aussicht benahmen, einer Frau, die sich offenbar auf dem Heimweg nach einem der Dörfer, die ein Stück nordwärts lagen, befand, nachdem sie bei der „Quellburg" Grünfutter gesammelt hatte. Sie trug ein Bündel langer Halme, bei näherer Untersuchung von einer Sumpfpflanze, dem schmächtigen Cypergras (Cyperus longus), die sie zeʿde nannte. Ihr Halmbündel war, sagte sie, für die Ziegen und die Rinder bestimmt. Die Halme dieser Pflanze, die in den Quellbächlein und Sumpflöchern Palästinas sehr häufig vorkommt, sind indes so steif, daß sie kaum ein schmackhaftes Futter bieten können. Später habe ich anderswo gesehen, wie wachsende Stauden dieses Cypergrases von Ziegen abgeweidet wurden, die aber nur die weicheren Teile fraßen.

Die arme Bauersfrau war ein bißchen mürrisch und konnte sicher nicht verstehen, warum der fremde Herr so naseweis nach der winzigen Vermehrung ihres knappen Futtervorrats fragte, wurde aber durch eine Kupfermünze bald wieder besänftigt. — Aber wer kommt da durch die Durrasaat geritten? Es ist ja mein Scheck und unser Bursche! Also wieder in den Sattel und nach der „Quellburg“, wo wir nach einer kurzen Weile angelangt sind. An den sumpfigen Stellen nordöstlich von der arabischen Burg, deren Mauern sich auf einer niedrigen Anhöhe mitten in tiefliegendem Gebiete erheben, wuchs dicht das eben erwähnte Cypergras, das also hier von der Frau gepflückt war, nebst einer Rohrkolbenart (Typha angustata), die ihre langen braunen Kolben oft zeigte.

Die Erhöhung, auf der die Burg liegt, ist eine alte Ortslage, die wahrscheinlich dem Antipatris des Herodes entspricht. Also muß nach Apg. 22, 31 Paulus hier als Gefangener geweilt haben. Bedeutsam war die Lage des Ortes dadurch, daß die wichtige Straße von Jerusalem über bīrzēt (vgl. S. 43) nach dem nord-südlichen Küstenwege (S. 28 f.) diesen Weg hier traf.

Bei den Quellen des ʿödscha-Flusses westlich von der Burg, nach denen sie ihren arabischen Namen führt, rasteten wir, um ein erquickendes Bad zu nehmen. Im Frühling hatte ich dieselben Quellen und denselben kleinen Fluß gesehen, der von hier durch die Ebene nach dem Meere fließt. Schon damals waren die Ufer von hohem und dichtem Pflanzenwuchs bedeckt, aber die Wärme des Sommers hatte seitdem ein völliges Gestrüpp von Sumpfpflanzen hervorgezaubert, die einen guten Ersatz für die Frühlingsblumen bildeten, die nicht mehr neben den alten Mauern der Burg prangten.

Am höchsten erhoben sich die breiten und weichen Blätter der verwilderten Banane (Musa sapientium), wie dunkelgrüne Spitzbogen in der Sonne schimmernd, und darunter blühte der Weiderich der Flüsse meiner Heimat (Lythrum Salicaria), aber hier von doppelter Mannslänge und von einer Kraft und einer Üppigkeit, wozu ich kein Gegenstück unter meiner kühleren Sonne gesehen hatte. Das Cypergras wuchs auch hier in dichten Gruppen, die gelbe Seerose (Nuphar luteum) schwamm im Teiche unterhalb der Quellen mit zahlreichen gelben Blüten zwischen großen fetten Blättern nebst den langen weichen Ranken einer Schwimmpflanze, Jussiaea repens, deren klargelbe Blüten zwischen den schwimmenden schmalen Blättern emporstiegen. Die Pflanze war schwierig zu fangen und glitt immer aus der Hand. Eigentümlich waren die Kränze von Schwimmblasen, die

unten an den Ranken saßen und die Pflanze trugen. Eine Sellerieart, Apium graveolens, arabisch krafs, stand überall auf den Ufern dick und wohlriechend. Der ampferblättrige Knöterich (Polygonum lapathifolium) erinnerte mich an die Bäche der Heimat, kleine Erbsenblütler leuchteten gelb, und eine Distelart, Stachys viticina, erhob sich hier und da in breiten, grauweißen Stauden. Überall fand ich herrliches Wachstum, aber eins vermißte ich doch. Als ich im Frühling hier war, hatte ich einige unentwickelte Stauden, die einige Araber bābīr nannten, gesehen, jetzt hatte ich die Pflanze vergebens gesucht. Es mußte hier den Papyrus der Alten, Cyperus Papyrus, geben, und doch schien es unmöglich, seine dicken, hohen Stengel und weich gerundeten Federbüsche im wuchernden Grün zu entdecken. Aber da steht ja eine blühende Staude, und da noch eine und noch eine, zusammen wohl zwanzig, im Dickicht verborgen. Schon einmal zuvor hatte ich den Papyrus der Alten im Botanischen Garten in Upsala blühen sehen, aber dort von Glas und Ofen gegen die Kälte geschützt, die draußen lauerte. Hier aber stand die edle Pflanze frei und hoch, oft von doppelter Mannslänge und mit zahlreichen, braunen Blüten an den langen fadendünnen Doldenstengeln, die sich weich nach allen Seiten bogen und rings um den Gipfel des Stengels wie eine edle Franse fielen. Was tat es, wenn ich durch den Bach waten mußte, um ein paar Stauden zu nehmen und sie als ein liebes Andenken an meine Begegnung mit dem Papyrus des Altertums zu bewahren.

Von der „Quellburg“ ging der Ritt zuerst über eine Sumpfwiese, auf der ich im Frühling eine reiche Flora gefunden hatte, die aber jetzt ziemlich einförmig da lag, und dann über das ebene, gut angebaute Land, dessen Sommersaat sich leise im Abendwind bewegte, der vom Meere kühl und erfrischend kam. Einigemal lief ein Bachbett durch die Felder westwärts dem Meere zu, jetzt trocken, aber mit seinen scharf abgeschnittenen Rändern noch von der Heftigkeit der Winterregen zeugend. Dort blühte in Blau der Keuschlammstrauch, der sich von den Bachbetten stellenweise auf die Felder hinausgeschlichen hatte und für den leichten arabischen Pflug lästig genug sein konnte. Bisweilen streckte sich ein sandiger Höhenzug über die Ebene, teilweise von rötlicher Farbe, von dürrem braunen Becherkraut und der blühenden Quendelart Thymus capitatus bewachsen. Diese Quendelart, eine Verwandte unseres Thymians, wächst als ein kleines, nur eine halbe Elle hohes Sträuchlein, das im Gebirge, besonders nach Westen zu, ziemlich oft vorkommt. Von vielen wird sie, obwohl mit Unrecht, für diejenige Pflanze gehalten, mit der man Jesu den

Schwamm ans Kreuz gereicht habe[1]. Hier leuchteten ihre Blüten warm und rot auf dem kahlen Hügelzuge.

Rechts hatten wir bald das Heiligengrab des nebi ṯāri mit seiner großen Sykomore, deren auseinandergespreizte kurzzweigige Äste, als ich im Frühling hier ritt, nur einen dünnen, grünbraunen Schleier der eben sprossenden Blätter hatten, aber jetzt dicht belaubt über die Mauer des Grabhofes ragten.

Nicht weit davon stand ein Christusdornbaum (Zizyphus Spina Christi), von den Arabern sidr genannt und als ein lästiger Eindringling den Bauern in der Gegend vom See Genezareth und im Jordantal wohlbekannt. Als Linné die Flora Palästinas beschrieb, nannte er diesen Baum wegen seiner scharfdornigen Zweige Christdorn, Spina Christi. Weil aber der Baum in der Nähe von Jerusalem selten vorkommt und die römischen Soldaten sich sicher nicht Mühe gaben, die Dornen zur Krone des Verurteilten lange zu suchen, muß man wahrscheinlich an andere dornige Zweige denken als an die des sidr-Baumes, die ich jetzt mit schön grünen Blättern und weißgelben, winzigen, aber dichten Blüten geschmückt sah. Vielleicht vermuten wir richtiger die Zweige der Dornenkrone in den kleinen Sträuchern des Becherkrautes (Poterium spinosum), die den ganzen Tag hindurch am Wege gestanden haben und an den Abhängen der Berge in der dünnen Erde genügenden Wurzelstand finden. Im Gebirge ist dieses holzige Becherkraut, das ein wenig an unsere Heide erinnert, fast das einzige Brennholz, was es gibt, und wenn man an den Dörfern vorbeireitet und auf den Dächern und in den Höfen die großen Bündel davon sieht, die als Brennmaterial gesammelt sind, ist es leicht sich vorzustellen, wie die römischen Soldaten, um den Dornenkranz zusammenzuflechten, nur nach dem Heizvorrat zu gehen brauchten, um dornige Zweige genug zu finden.

Ein paar Sidrzweige waren bald in die Satteltasche gesteckt, und es ging weiter. Vor uns breiteten sich die Feigenkaktushecken des arabischen Dorfes rentis aus, und rote Blüten leuchteten dazwischen in den Tabaksfeldern, die nach dieser Seite einen breiten Gürtel vor dem Dorfe bildeten. Alles drinnen im Dorfe war sich seit dem Frühling gleich geblieben, derselbe Schmutz und dieselben hohen Haufen von den zum Heizen in der Sonne getrockneten Dungkuchen, neben den Hauswänden aus Lehm aufgestapelt. Das große Sumpfloch am südlichen Rande des Dorfes, das im Frühling von Wasser und weiß-

---

[1] Vgl. Dalman, Theol. Literaturzeitung 1916, Sp. 268.

blütigem Hahnenfuß (Ranunculus aquatilis) gefüllt war, lag jetzt trocken und von Mannakraut (s. o. S. 110) überwuchert.

Die Feigenkaktushecken werden in den meisten, besonders den westlichen Teilen des Landes rund um die Gemüsegärten der Dörfer gepflanzt und bilden so einen vorzüglichen Schutz auch für das Dorf selbst. Es ist außerordentlich schwierig, sogar fast unmöglich, sich durch eine wohlgewachsene Hecke dieser Art zu drängen, weil die breiten, dünnen, unten holzartigen Stammglieder, die von den Arabern nicht waraḳa „Blatt“, sondern, botanisch richtig, lūḥ „Brett“ genannt werden, auf beiden Seiten mit Bündeln von 2 bis 3 cm langen, auseinandergesperrten Stacheln besetzt sind. Außerdem liefern diese Hecken im Sommer die von den Palästinern hochgeschätzten Kaktusfeigen, wie die ganze Pflanze ṣabr genannt oder auch kūz, das doch eigentlich nur das von flachen Kernen gefüllte, aber sehr wohlschmeckende, am Morgen auffallend kalte Innere der Frucht zu bezeichnen scheint. In der Volkssprache bedeutet kūz sonst ein Krüglein. In der Ebene fingen die Kaktusfeigen gerade zu dieser Zeit zu reifen an, und am nächstfolgenden Tage konnten wir an mehreren Orten sehen, wie man mit einem langen Stocke, durch dessen Ende ein Nagel geschlagen war, die feinstacheligen Früchte von den Blättern losbrach und in Holzkisten oder Blechgefäßen auf Esel lud. Vor dem Essen beseitigt man durch Schütteln der Früchte in einem mit Erde gefüllten Gefäß und folgendes Abspülen die kurzen, aber sehr lästigen Stacheln; die Schalen werden dann als Futter für Schafe und Ziegen benutzt. — Der lateinische Name der Pflanze ist Opuntia Ficus Indica. Sonderbarerweise ist dieses jetzt häufigste Heckengewächs des Heiligen Landes ursprünglich dort ein Fremdling, das zu Unrecht auf biblische Bilder gemalt wird.

Östlich vom Dorfe wurde auf dem ungeheuren Tennenplatz gedroschen, gleichzeitig etwa zwanzig ṭarḥa, wie die Schicht von Gerste oder Weizen genannt wird, die auf dem Boden der Tenne kreisförmig ausgebreitet wird, um von den Hufen oder Klauen der Esel oder der Rinder zertreten zu werden. Es war ein lebhaftes, echt morgenländisches Bild, alle diese zusammengejochten oder zusammengebundenen Dreschtiere immerfort ringsherum auf je ihrer ṭarḥa getrieben zu sehen, den Lärm der antreibenden Rufe und die eintönigen Lieder der Treiber zu hören, die Kinder fröhlich spielend auf der Tenne hin und her laufen zu sehen und den warmen Sonnenschein, der alles überflutete, zu fühlen.

Der Weg führte uns weiter über fruchtbare Felder auf der althistorischen Heerstraße nach der deutschen Kolonie Wilhelma. Die Berge

des alten Judäa erhoben sich im Osten, aber so weit entfernt, daß die verschiedenen Ketten nur undeutlich durch die Farbenabstufungen der Täler und Abhänge erkennbar wurden. Ihr hoher, blauender Damm am Horizont schimmerte in den Farben des Sonnenuntergangs, verblaßte und ergraute, während die Sonne, die unsern Tag gewärmt und unsere Gesichter verbrannt hatte, wie eine große blanke gelbe Scheibe unter den westlichen Rand der Ebene sank. Das kaum zwei Stunden entfernte Meer blieb hinter den Dünen verborgen, über die Felder breitete sich die kurze Dämmerung des Südens, die Berge im Osten wurden vom beginnenden Dunkel eingehüllt und verschwanden, und der Tag war zu Ende. Aber hinter den Hainen von Aleppokiefern und den Reihen von Eukalyptusbäumen, die vor uns im Dunkel undeutlich erschienen, erwartete uns die Ruhe im gemütlichen Gasthaus der deutschen Kolonie. Also vorwärts, mein gutes arabisches Roß! Klettern und Schritt bergauf und bergab sind für heute zu Ende. Dort erscheinen schon die ersten Häuser, die Eukalyptusbäume wölben sich über der langen Straße, freundliches Guten Abend! begrüßt uns, und jetzt nimmt dich Abd es-Salām und führt dich zur Ruhe in den Stall.

Als ich nach einigen Minuten vom Balkon des Gasthauses gegen Westen blickte, stand nur eine matte Röte drüben am Horizont, und bald war alles ganz finster. Nach dem Abendessen mußte meine reiche Ernte von Pflanzen in die Presse gelegt werden, uud erst als ich mit dieser Arbeit fertig war, durfte ich zu Bett gehen, um traumlos die ganze Nacht zu schlafen. Der nächste Tag brachte den Heimritt über dschimzu, bēt liḳja und el-ḳubēbe hinauf nach Jerusalem.

---

Einige schöne Sommertage im grünen Lande der hellen Nächte bin ich im Geiste wieder von nāblus nach Wilhelma geritten. Noch sind die Erinnerungen von diesem Sommerritt lebendig; ich kann mich noch mit meinem guten Führer zwischen Anhöhen und Feldern sehen, wie wir ruhig in der flutenden morgenländischen Sonne an stillen Dörfern und sorglosen Holzträgerinnen vorbeiritten. Wie viele Stürme sind seitdem durch die Welt gebraust! Möchte nach den Tagen des Krieges das Heilige Land bald wieder während sonniger, friedlicher Frühlingstage die Karawane des deutschen Instituts dahinreiten sehen, um die friedliche Eroberung des Landes durch die Wissenschaft weiterzuführen und andern ebenso sonnige Erinnerungen ins Leben zu flechten wie mir.



**Berichtigung.**

S. 69, Zeile 6 von unten muß es heißen: eine **kreisrunde** eherne Scheibe mit etwa $1\frac{1}{2}$ m hoher Einfassung und einem Eingang im Westen.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71.